Hilaire Bellocs Weltanschauung dargestellt auf Grund seiner wichtigsten Romane und Essays.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen philosophischen Fakultät der

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Hans Link

aus Nürnberg.

Tag der mündlichen Prüfung: 26. April 1929.

Kallmünz

Buchdruckerei Michael Laßleben

1929

30 000

Hilaire Bellocs Weltanschauung dargestellt auf Grund seiner wichtigsten Romane und Essays.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen philosophischen Fakultät der

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Hans Link

aus Nürnberg.

Tag der mündlichen Prüfung: 26. April 1929.

Kallmünz

Buchdruckerei Michael Laßleben

1929

Referent: Geh. Prof. Dr. Rudolf Brotanek
Dekan: Prof. Dr. Leser.

R. UNIV
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen Eltern.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einige Daten aus Bellocs Leben. Der Katholizismus als Grundlage für sein Schaffen.	1
I. Die Geschichte vom Standpunkt eines Katholiken	3
Entwicklung des römischen Imperiums	5
Das 13. Jahrhundert, der Höhepunkt europäischer Kulturentwicklung	11
Die Reformation als letzte Ursache für den Verfall unserer Kultur	15
II. Bellocs Romane	20
Emmanuel Burden	21
The Green Overcoat	28
Mr. Petre	35
The Girondin	39
III. Bellocs Essays	46
Hills and the Sea	46
Esto Perpetua	54
Bellocs Platz in der modernen englischen Literatur	59

Einige Daten aus Belloc's Leben.
Der Katholizismus als Grundlage für sein Schaffen.

Hilaire Belloc wurde im Jahre 1870 in St. Cloud bei Paris geboren. Sein Vater war ein französischer Rechtsanwalt. Seine Mutter stammte aus dem Hause eines englischen Politikers von Ruf.

Der junge Hilaire genoß seine erste Erziehung an der Oratory-School, Edgbaston. Im 8. französischen Artillerie-Regiment diente er als Fahrer und lernte so das Leben des einfachen Soldaten aus eigener Anschauung kennen, ein Umstand, der ihm später noch oft von Nutzen sein sollte.

Nach seiner Militärzeit bezog er das Balliol-College der Oxforder Universität, wo er auch im Jahre 1895 sein Studium mit einem sehr guten Abgangsexamen beendigte.

Schon in diesem und noch mehr in den folgenden Jahren begann Belloc sich literarisch zu betätigen. Er schrieb zunächst Verse zum großen Teil satirischen Inhalts. 1899 folgte dann sein erstes größeres Werk; eine Studie über die französische Revolution: „Das Leben Dantons." Mit dem neuen Jahrhundert setzt Bellocs literarische Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten ein. Neben historischen Studien finden sich Reisebeschreibungen, darunter „The Path to Rome", die ersten Romane und Essays entstehen und Bellocs Ruf als Literat trägt ihm eine Stellung bei der Morning Post ein. 1906 finden wir ihn als Mitglied der Liberalen im Parlament. Doch schon bei der nächsten Wahl lehnte er die Kandidatur ab; denn er hatte erkannt, daß auf diesem Wege nicht viel zu erreichen war. Das Parlament erschien ihm nicht unabhängig genug. Während des Krieges versah er eine englische Zeitung mit fortlaufenden Berichten über die verschiedenen Kriegsschauplätze, wobei ihm seine Erfahrung in militärischen Dingen gut zustatten kam. Nach dem Kriege entfaltete Belloc wieder eine sehr rege schriftstellerische Tätigkeit, wobei besonders die Gegenschrift gegen Well's „Outline of History" und das umfassende Werk „Europe and the Faith" Aufsehen erregte.

Die Vielseitigkeit Bellocs ist die des modernen Journalisten, der überall zuhause sein muß, dem aber infolgedessen nicht überall ein Spezialwissen zu Gebote steht. Bei Belloc kommt nun eine besondere Note hinzu, die ihn über den Kreis seiner Berufsgenossen hinaushebt und zum Vertreter einer besonderen Strömung in der modernen englischen Literatur werden läßt, ich meine seinen Katholizismus.

Belloc stammt von katholischen Eltern, er selber ist im Glauben an die alleinseligmachende Kirche keinen Augenblick wankend geworden. Im Gegenteil, er hat sich im Laufe der Jahre immer mehr und immer tiefer in den Katholizismus eingelebt und, man könnte sagen, auch eingearbeitet, sodaß er heute als berufener Verteidiger seiner Konfession in England angesehen wird.

Wie ein Symbol steht am Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn sein „Path to Rome", die Schilderung seiner eigenen Pilgerfahrt vom Moseltal bis an die Tore der „Eternal City". Und bei allen folgenden Werken, so verschiedenen Inhalts sie auch sein mögen, erkennen wir als innersten Kern stets die Idee der katholischen Kirche. Mit Recht bezeichnet Chesterton die Religion „as the most real thing about Belloc".

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, jedes einzelne Werk zu analysieren, wesentlich ist es dagegen diesen Generalnenner, auf den Bellocs ganzes Schaffen gebracht werden kann, zu erkennen. Sei es, daß er eine Reise durch Afrika schildert, oder daß er sich über ein modernes Wirtschaftsproblem verbreitet, immer findet er Gelegenheit eine Beziehung zum Katholizismus herzustellen, ja in vielen Fällen sind seine Werke nur aus seiner katholischen Weltanschauung herzuleiten und zu erklären. Von ihr wird sein ganzes Denken beherrscht, ihre Prinzipien sind die allein heilsamen, ohne katholische Kirche ist für Belloc die europäische Kultur undenkbar, wenn der Katholizismus zugrunde geht, dann geht mit ihm Europa zugrunde. „Europe must return to the Faith, or she will perish" sind seine eigenen Worte.

Dieser sein unerschütterlicher Glaube an die Sendung des Katholizismus ist jedoch nicht nur rein intuitiv oder gefühlsmäßig, dazu ist Belloc zu sehr Franzose, zu sehr Verstandesmensch. Er hält sich an die Tatsachen der Geschichte, an das, was die katholische Kirche schon geleistet hat beim Aufbau unserer Kultur und findet darin eine äußere Bestätigung für die Richtigkeit seines inneren Fühlens. Bellocs katholische Weltanschauung ist geschichtlich fundiert. An dieser Tatsache dürfen wir bei seiner Beurteilung nicht vorübergehen. Wie fest Bellocs Katholizismus in der Geschichte verwurzelt ist, soll im Folgenden kurz gezeigt werden. Denn auf diese Weise werden uns seine Gedankengänge am ehesten klar, wir erkennen das, was an Belloc Besonderes ist, am deutlichsten. Und unsere Aufgabe wird dann darin bestehen seine Romane und Essays als Ausdruck dieser besonderen, ihm eigenen Weltanschauung zu prüfen.

I. Die Geschichte vom Standpunkt eines Katholiken.

Bellocs literarische Laufbahn beginnt mit einer Abhandlung historischen Charakters, ja sogar schon als Student in Oxford zeichnete er sich auf diesem Gebiet aus. Und in seinem ganzen Schaffen, soweit wir es überblicken können, findet diese spezielle Begabung immer wieder Ausdruck, teilweise in rein geschichtlichen Studien, z. B. The French Revolution, Robespierre, Marie Antoinette, teilweise in topographischen Skizzen mit geschichtlichem Einschlag, ich nenne hier nur The Road oder The Stane Street. Kurz nach dem Kriege erschien dann „Companion to the Outline of History" als Erwiderung auf Wells' „Outline of History" und gekrönt wurde das ganze geschichtliche Schaffen Bellocs durch sein Standardwerk „Europe and the Faith" im Jahre 1920.

Man kann dem Wesen Bellocs nicht gerecht werden, wenn man seine weitverzweigte Tätigkeit als Schriftsteller in die verschiedensten Gebiete zerlegt und jedes für sich betrachten will. Belloc ist im Grunde Historiker, was schon rein äußerlich aus den vielen Werken historischen Inhalts ersichtlich ist. Diese historische Veranlagung ist auch die Grundlage seiner Romane und seiner literarischen Essays. Belloc sieht im Menschen das „Zoon politicon" des Aristoteles, d. h. ein Wesen„ das in der Gemeinschaft der anderen lebt und wirkt. Die Grundlagen und Gesetze dieser Gemeinschaft sind etwas organisch Gewordenes und können deshalb nur aus dem geschichtlichen Zusammenhang heraus begriffen und beurteilt werden. Nun ist es aber bei Belloc nicht so, daß er irgend eine Epoche rein um ihrer selbst willen studiert, es ist ihm nicht darum zu tun, Tatsachen objektiv festzustellen, sondern er sucht stets die Beziehung zur Moderne herzustellen, die Geschichte ist für ihn nicht ein Tummelplatz wissenschaftlicher Theorien, sondern sie wird ihm zur untrüglichsten Lehrmeisterin. So sagt er einmal: „History may be called the test of true philosophy, or it may be called in a very modern and not very dignified metaphor the object-lesson of political science, or it may be called the great story whose interest is upon another plane from all other stories because its irony, its tragedy, and its moral are real, were acted by real man and were the manifestation of God."

Das Studium der Geschichte hat Belloc in seinem ererbten Glauben erst richtig befestigt und dieser Glaube, der seine Kraft schon so oft in der Geschichte der Menschheit erwiesen hat, zwang ihm immer wieder die Feder in die Hand zur Verteidigung der römisch-katholischen Kirche und der römisch-katholischen Zivilisation. Schon hier fällt uns jene glückliche Verbindung von Glauben und Wissen, von Diesseits und Jenseits in Bellocs Charakter auf. Er

sieht hier keinen Widerspruch. Alles, was auf Erden vor sich geht, ist eine „manifestation of God", wie er sich ausdrückt. Es ist also kein Grund vorhanden die reale Welt menschlicher Erfahrungen zu leugnen, wir müssen sie nur in Beziehung bringen zu unserer göttlichen Bestimmung. Den rechten Weg werden wir im Glauben finden.

Nun könnte man entgegnen, Geschichte ist immer Geschichte, ob sie ein Katholik oder ein Protestant schreibt, an den Tatsachen kann keiner mehr etwas ändern. Da werden wir aber von Belloc eines Besseren belehrt. Alle bisherigen Geschichtsschreiber sehen wohl die äußeren Tatsachen, aber die inneren Zusammenhänge bleiben ihnen verborgen. Der Katholik dagegen lebt in der Geschichte. Deshalb ist streng zu unterscheiden zwischen einem „Protestant aspect" oder einem „Mohammedan aspect" und einem „Catholic conscience":

„A Catholic as he reads that story does not grope at it from without, he understands it from within. He cannot understand it altogether, because he is a finite being; but he is also that which he has to understand. The Faith is Europe and Europe is the Faith." (Europe and the Faith, Seite 5.).

Ein Katholik, der sich für Geschichte interessiert, ist aber in einer bedauernswerten Lage. Er ist auf Werke angewiesen, die nicht aus dem Catholic conscience heraus geschrieben sind, sondern von Männern, die von außen ihren Maßstab an die Geschehnisse angelegt haben. Durch ein Beispiel versucht Belloc die Sache deutlich zu machen. Für die Ursachen des Weltkrieges gibt es die verschiedensten Theorien. Die einen sprechen von Rassegegensätzen, die andern von religiösen Zwistigkeiten, manche gehen so weit zu behaupten, es handle sich um einen rein wirtschaftlichen Interessenkampf. Keiner kommt der Sache auf den Grund, denn Belloc sieht im Weltkrieg einen Kulturkampf von tiefster Bedeutung. Preußen ist für ihn die Verkörperung des materialistischen und atheistischen Prinzips, der Vertreter der Barbarei, seine Gegner die Vorkämpfer der Tradition und europäischer Kultur, d. h. die Vorkämpfer des Christentums.

Da diese Stellungnahme vielleicht manchen etwas vor den Kopf stoßen wird, möchte ich Bellocs eigene Worte zitieren: „We used to say during the war that if Prussia conquered civilisation failed, but that if the Allies conquered civilisation was re-established. What did we mean? We meant, not that the New Barbarians could not handle a machine: they can. But we meant that they had learnt all from us. We meant that they cannot continue of themselves; and that we can. We meant that they have no roots." (Europe and the Faith, S. 13.).

Oder an anderer Stelle: „The war is explicable as a challenge to the tradition of Europe. It is inexplicable on any other ground. The Catholic alone is in possession of the tradition of Europe: he alone can see and judge in this matter." (Europe and the Faith, S. 14.).

Ich habe dieses Beispiel zitiert, um Bellocs Standpunkt vorläufig zu kennzeichnen. Ich werde später noch eingehender auf seine Auffassung moderner Zivilisation zu sprechen kommen und sein Urteil wird uns dann begreiflich erscheinen. Zunächst wollen wir am richtigen Ende beginnen und uns von Belloc durchs Altertum führen lassen.

Entwicklung des römischen Imperiums.

Die Länder, die sich ums Mittelmeer gruppieren, bilden die Wiege der europäischen Kultur. In der frühesten, uns bekannten Zeit finden wir dort eine Reihe von Kulturzentren, die als Mittelpunkt immer eine Stadt haben. Durch das Auftreten Alexanders wurde dieser Zustand nur vorübergehend beeinflußt. Eine neue Epoche bahnte sich an, als ein solcher Stadtstaat infolge verschiedener Umstände begann eine Sonderstellung einzunehmen, nämlich Rom. Zu gleicher Zeit aber wie Rom sich allmählich eine Vormachtstellung in Italien errang, strebte Karthago danach seine Handelsbeziehungen über die ihm naheliegenden Länder auszudehnen. Rom war ein typischer Soldatenstaat geworden, der sich schrittweise ausdehnte und seine Macht in den angrenzenden Gebieten auf militärischen Erfolgen aufbaute. Karthago dagegen hatte es lediglich darauf abgesehen, sich möglichst viel Absatzgebiete zu verschaffen, möglichst viel Länder in wirtschaftliche Botmäßigkeit zu bringen. Die Karthager hatten die typischen Eigenschaften der semitischen Rasse, durch Handel Reichtum anzuhäufen und der schaffenden Arbeit soweit als möglich aus dem Wege zu gehen. Ihr Staatswesen war auf der Plutokratie aufgebaut, ihr Heer ein Söldnerheer, ihre Religion ein grausamer Götzendienst. Belloc urteilt selbst: „No system more corrupt or more manifestly doomed to extinction could be conceived, nor is it remarkable that when that system disappeared, not a trace of it should remain among the millions whom it had attempted to command. Carthage had not desired to create, but only to enjoy: therefore she left us nothing. Her very alphabet was borrowed from our invention." (Esto Perpetua, S. 19.).

Wenn man sich dagegen den Bauern- und Soldatenstaat Rom vorstellt, so kann der Ausgang des Konfliktes zwischen den beiden rivalisierenden Mächten nicht mehr zweifelhaft sein. Uebrigens steht Belloc mit seiner Ansicht nicht allein. Sagt doch sogar ein Mommsen

mit Bezug auf einen eventuellen Sieg Karthagos: Mit einem Schlag wäre die Freiheit und die Zivilisation vom Angesicht der Erde getilgt gewesen.

Hand in Hand mit der Niederwerfung der Phönizier ging die Zerstörung Korinths und damit fielen auch die östlichen Provinzen an Rom. Die Bedeutung dieser Siege wird uns klar bei den Worten Chamberlains in seinen Grundlagen, S. 155: „Ohne Rom, das ist sicher, wäre Europa eine bloße Fortsetzung des asiatischen Chaos geblieben. Griechenland hat stets nach Asien gravitiert bis Rom es losriß. Daß der Schwerpunkt der Kultur endgültig nach Westen verlegt wurde, daß der semitisch-asiatische Bann gebrochen, daß das vorwiegend indogermanische Europa nunmehr das schlagende Herz und das sinnende Hirn der ganzen Menschheit wurde, das ist das Werk Roms."

Der nächste entscheidende Schritt geschah im Jahre 58 v. Chr. durch die Eroberung Galliens. Die vollständige Einverleibung nahm kaum ein Menschenalter in Anspruch. Damit hat die lateinische Kultur im Herzen Europas festen Fuß gefaßt. Der Eroberung Galliens folgte bald die von Britannien. 100 Jahre nach der Geburt des Heilands war jenes Riesenreich geschaffen, auf dem unsere europäische Kultur zum großen Teil beruht. So wie die Grenzen des Imperiums von einst eine mächtige Scheidewand zogen zwischen Kultur und Barbarei, so tun sie es auch heute noch. Was außerhalb dieser Grenzen liegt, hat auch heute noch nicht teil an europäischer Kultur.

Kennzeichnend für das römische Imperium war das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller seiner Bürger, gleichgiltig welcher Rasse und welchen Glaubens, das Gefühl der Sicherheit, das jeden Bürger beseelte und das viele die Schutzherrschaft Roms aufsuchen ließ. Heute allerdings ist diese staatliche Einheit verloren gegangen, dafür aber einigt heute die Völker der Zivilisation eine überstaatliche Macht, die das Erbe Roms angetreten hat, der katholische Glaube, die katholische Kirche.

In sehr anschaulicher und lebendiger Weise versteht es Belloc das Wachsen des Christentums innerhalb des römischen Imperiums darzustellen. Als Grundlage dient uns hier wieder „Europe and the Faith". Belloc betont vor allem die Sonderstellung der Christen neben den verschiedensten heidnischen Kulten. In den christlichen Gottesdiensten fand man schon damals Menschen aus aller Herren Länder und auch aus allen Schichten der Bevölkerung. Schon damals muß ein bestimmtes Dogma, müssen bestimmte Religionsgebräuche als Grundlage vorhanden gewesen sein. So wie in den älteren Stadtstaaten die Stadt im Mittelpunkt des Interesses gestanden war, so war jetzt der christliche Glaube das einigende Band für die ver-

schiedenen Anhänger geworden, also eine Einheit im höheren Sinn. Gegenüber den mannigfachen Behauptungen, daß wir über den Urzustand der Kirche nicht genügend unterrichtet seien, stellt Belloc zusammenfassend folgendes als erwiesen für das Jahr 250 n. Chr. fest: „The Catholic Church is a highly disciplined, powerful growing body, intent on unity, ruled by Bishops, having for its central doctrine the Incarnation of God in an historical person, Jesus Christ, and for its central rite a mystery, the transformation of Bread and Wine by priests into the Body and Blood which the faithfull consume."

In dem Maße, wie das römische Imperium sich ausgebreitet hatte, tat das jetzt auch das Christentum. Das Imperium bildete das Gerüst für den Bau der Kirche. Aber mit der Zeit wurde das Gerüst doch morsch. Man hat schon viel geschrieben über den Untergang des römischen Reiches, viele Theorien sind aufgestellt worden über die Ursachen, nicht zuletzt von Engländern, man denke nur an Gibbon. Die landläufige Ansicht ist, daß seit der Aufrichtung des Kaisertums eine langsame Zersetzung im Staatskörper Platz griff, die sich dann unter dem Ansturm der Barbaren im 5. Jahrhundert zum völligen Zusammenbruch ausweitete.

Belloc überrascht uns hier wieder mit einer ganz eigenen, jedoch auf Tatsachen gegründeten Wendung. Die europäische, d. h. römische Zivilisation sollte nicht verfallen, wie das bisher das Schicksal der Zivilisationen gewesen war. Alles, was gut und schön an ihr war„ und das war nicht wenig, sollte gerettet werden vor dem Untergang, und zwar war die katholische Kirche dazu berufen.[1] Sie hat das, was an Rom wertvoll war, in ihrem Schoße bewahrt, um es im geeigneten Augenblick wieder aufleben zu lassen.

Belloc räumt zunächst auf mit der verkehrten Ansicht, als ob die 4 Jahrhunderte nach Christi Geburt bloß ein Verfall des römischen Imperiums gewesen wären. Er weist auf das Anwachsen fast aller größeren Städte hin, auf die gründliche Innenkolonisation der Römer, ihren Straßen- und Brückenbau, die Ausarbeitung ihres Gesetzwesens bis in die kleinsten Einzelheiten, die ausgezeichnete Verwaltungstechnik des Riesenreiches usw., alles Beweise für eine innere Stärke, die man nicht übersehen darf. Vgl. Esto Perpetua, S. 87: „These first four centuries cast the mould which still constrains us; they formed our final creed, they fixed the routes of commerce and the sites of cities, and perpetually in the smallest trifles of topography you come across them still: the boundary of Normandy, as we know it to-day, was fixed by Diocletian. If there can be said of Europe what cannot be said of any other part

1. Belloc wäre verpflichtet, in den ersten Jahrhunderten vom Christentum zu sprechen, noch nicht von der katholischen Kirche.

of the world, that its civilisation never grew sterile and never disappeared, then we owe the power of saying such a thing to that long evening of the Mediterranean."

Also von einem Verfall kann hier nicht die Rede sein. Wir haben es vielmehr mit einer Umformung zu tun und zwar mit einer Umformung von innen heraus, nicht hervorgerufen durch den Einbruch der Barbaren, d. h. der Germanen. Dieser Uebergang ist auf drei Faktoren zurückzuführen: das Anwachsen der Barbaren im Heer, das Nachlassen der Zentralgewalt im Verhältnis zum Anwachsen der Macht bei den einzelnen Latifundienbesitzern und schließlich das Wachstum der katholischen Kirche und ihre allmählich dominierende Stellung in der Gesellschaft.

Je mehr Provinzen dem Reiche einverleibt wurden, desto größer wurde der Prozentsatz von Barbaren im Heer. Da sie häufig auch zu Führerstellen in der Armee aufrückten, wuchs ihr Einfluß in den einzelnen Provinzen mehr und mehr. Aber sie allein hätten nie gewagt, das Imperium zu stürzen. Dazu stand es viel zu hoch über ihnen. Aber neben ihnen waren in fast allen Teilen des Reiches die Großgrundbesitzer mit ihrer ausgesprochenen Interessenpolitik am Werke. Sie trugen am wesentlichsten zur Auflösung der Zentralgewalt bei: „That a handful of men, for they were no more than a handful, should thus be in control of the economic destinies of mankind — the result of centuries of Roman development in that direction — is the key to all the material decline of the Empire. The decline of the Imperial power was mainly due to this extraordinary concentration of economic power in the hands of a few." (Europe and the Faith, S. 150).

Und hier läßt Belloc die Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne eine Lehre für heutige Politiker anzuknüpfen: „It should furnish us, if we were wise, with an object-lesson for our own politics to-day."

Der dritte Machtfaktor, der neben dem militärischen Befehlshaber einer Provinz und den Großgrundbesitzern auftrat, war die katholische Kirche, d. h. ihr jeweiliger Vertreter, der Bischof. Die katholische Kirche hatte sich im Laufe der Jahrhunderte aus einer staatsfeindlichen Sekte zur offiziellen Staatsreligion und schließlich zum einzigen gemeinsamen Band der verschiedenen Glieder des römischen Reiches herausgebildet. Unbewußt trug auch die Hierarchie der Papstkirche zur Schwächung und schließlich zur Auflösung der Zentralgewalt bei. Schon immer war es ihr um eine möglichst große Bewegungsfreiheit ihrer eigenen Organisation zu tun und deshalb um möglichste Unabhängigkeit vom römischen Imperator. Dazu kam der Arianismus, der sich an verschiedenen Höfen der Provinz festsetzte und den es zu bekämpfen galt. Als nun Chlodwig, der als militärischer Führer in Gallien eine gewisse

Macht repräsentierte, auf das römisch-katholische Bekenntnis getauft wurde, prägte sich diese Tendenz gegen die noch bestehende administrative Einheit stärker aus und zerbrach sie vollkommen:

„Under such forces — the power of the Bishop in each town and district, the growing, independence of the few and immensely rich great landowners, the occupation of the Palatium and its official machinery by the chieftains of the old auxiliary forces — Western Europe slowly, very slowly, shifted its political base." (Europe and the Faith, S. 157.).

Die äußere sichtbare Einheit, das römische Imperium war also nun geschwunden. Die einzelnen Nationen, die wie unter einem Bann gestanden hatten, begannen nun sich auf ihre Eigenart zu besinnen. Die Umgangssprache spaltete sich und es entstand in den meisten ehemaligen Provinzen ein Gemisch von Latein und der betreffenden Volkssprache. Als einzige Einheit war die katholische Kirche übrig geblieben mit einheitlichem Kult und einheitlicher Organisation und Sprache.

Eine Sonderstellung nimmt nur Britannien ein. Wie in den anderen römischen Provinzen hatte auch hier die Zivilisation Wurzel geschlagen und zwar so tief, daß auch eine jahrhundertelange Trennung vom Festland und damit von Rom die Spuren nicht austilgen konnte.

Scheinbar bestätigt sich für Britannien das Märchen vom Einfall der Barbaren, die mit jugendlich-ungestümer Kraft das Imperium mit all seinen Traditionen hinwegfegten und dafür ihren eigenen, noch unverdorbenen Anschauungen zum Siege verhalfen. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Belloc hat sich mit diesem Problem öfters beschäftigt und geht dabei mit ausgesuchter Gründlichkeit vor. So hat er zunächst festgestellt, wie gut und solid die Kolonisation der Römer in Britannien war. Wir besitzen ein ganzes Buch von ihm, das sich mit dem Problem des Straßenbaues in England beschäftigt. Darin weist Belloc einwandfrei nach, daß 90 Prozent der englischen Straßenanlagen von heute auf den Straßenbau der römischen Legionen zurückgehen: „The Roman Road system was presumably developed in the second century of our era. This is the framework of all that followed. All our roads from that date to modern times have sprung from and have grown in connection with this original set plan or framework. That is true, no doubt of all western countries, but it is especially true of England. The English Road system is the product in every age of the great Roman scheme, the relics of which are more marked in England than they are anywhere else in the world." (The Road, S. 110).

Im weiteren Verlauf der Geschichte Englands hat wohl ein Einfall von Barbaren stattgefunden. Doch sind wir in Bezug auf

die Einzelheiten ganz auf Vermutungen angewiesen. Nach Bellocs Ansicht kann die Zahl der Eindringlinge nicht sehr hoch gewesen sein, auch die Verwüstungen, die sie anrichteten, hielten sich in bescheidenen Grenzen. Von entscheidender Bedeutung war nur der Umstand, daß sie sich an der Süd- und Westküste niederließen und so die Verbindung mit dem Kontinent unterbrachen, wenigstens bis zum Jahre 597, wo unter Papst Gregor I. die Christianisierung der Germanen in Britannien begann. Erst mit dem Gedanken des Christentums breitete sich die Sprache und die Herrschaft der an den Küsten regierenden Germanenfürsten über das ganze Inland aus. Der Zusammenhang mit der Zivilisation des Imperiums war also auch in Britannien mit Hilfe der katholischen Kirche wieder hergestellt und es wäre vermessen zu behaupten, erst mit der Einwanderung der Germanen beginne die englische Geschichte. England war noch einmal für die Zivilisation gerettet, erst 1000 Jahre später sollte das Band zerrissen werden, das es seit Cäsars Zeiten mit Rom und dadurch mit dem Zentrum europäischer Kultur verbunden hatte.

Zusammenfassend können wir sagen, nach Rom strömte das ganze Kulturgut der alten Welt wie in einem Reservoir zusammen, von da fließt es wieder hinaus in die verschiedenen Provinzen. Das Verdienst der katholischen Kirche ist es, diese Kultur in sich aufgenommen und ihr Bestand verliehen zu haben. Ihr Verdienst ist es den weltlichen und zeitlichen Imperiumsgedanken umgeschmiedet zu haben zu dem geistigen und ewigen Imperium Christi, das seinen Sitz in den Herzen der Menschen hat. Das Verdienst der katholischen Kirche ist es, den Einheitsgedanken der europäischen Kultur über die dunklen Jahrhunderte des Mittelalters hinübergerettet zu haben zu einer wundervollen Blüte im späten Mittelalter, die ihren reinsten Ausdruck in den gotischen Domen jener Zeit gefunden hat.

Wenn wir das erfaßt haben, so haben wir eine der Hauptthesen von Bellocs Weltanschauung begriffen und können auch als Nichtkatholiken Bellocs Liebe und Anhänglichkeit zu dieser alleinseligmachenden Kirche verstehen und achten.

Bei einer ehrlichen Prüfung unserer heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung wird es uns vollkommen klar, daß nur das wenigste neu hinzugekommen ist, daß dagegen alles Wesentliche ein Erbe Roms ist. Gesetzwesen und Verwaltung, Familie und Eigentumsbegriff, Sprache und Sitte können diese Erbschaft nicht verleugnen.

Nur an einem ist Kritik zu üben: Belloc hält alles, was außerhalb der Grenzen des Imperiums geboren ist, für Barbarei im schlimmsten Sinne des Wortes. Dagegen ist zu sagen, daß schon

Tacitus germanische Art und Sitte den verderbten Römern als leuchtendes Vorbild hinstellt. Außerdem gibt es heute eine deutsche Vorgeschichte, die an Hand untrüglicher Funde die Gerüchte von den kulturlosen und wilden oder halbwilden germanischen Stämmen endlich zerstreut hat. Andernfalls hätten sie ja mit den großen Errungenschaften des Imperiums gar nichts anzufangen gewußt.

Wir haben hier Gelegenheit zum erstenmal auf die einseitige Stellungnahme Bellocs hinzuweisen. Da, wo er eine Durchbrechung seines weltanschaulichen Systems fürchtet, stellt er sich blind.

Das 13. Jahrhundert, der Höhepunkt europäischer Kulturentwicklung.

Das römische Imperium ist also begraben, nicht dagegen seine Idee. Die folgenden 300 Jahre bilden eine Art Winterschlaf, d. h. die Zivilisation hält sich ungefähr auf der gleichen Höhe. Erst um die Jahrtausendwende sollte sie zu neuem Leben erwachen. Dieses Stagnieren der ererbten Kultur ist für Belloc ein deutlicher Beweis des ewigen Auf und Ab in der Geschichte der Menschheit. Man kann nicht von einer Entwicklung im strengen Sinne des Wortes vom Einfachen zum Komplizierten sprechen, d. h. es gibt genau genommen keinen Fortschritt, sondern die Menschheit ist wie der Mensch „a fixed type", ein ein für allemal festgelegter Typus, dessen Geschicke durch das Naturgesetz des Rhythmus geregelt werden: einem Aufblühen des Innern und einer Kraftentfaltung nach außen folgt regelmäßig ein Nachlassen der inneren, schöpferischen Quelle und dementsprechend auch ein Zurückgehen oder ein Ruhen der äußeren Kräfte. Diese Theorie bildet den grundlegenden Unterschied zwischen Bellocs und Wells' Geschichtsauffassung.

Wells steht auf dem Boden der Evolution, des unbedingten Fortschrittes. Er geht aus von der untersten Stufe des organischen Lebens, vom Leben der Wassertiere. Ueber die verschiedenen Stufen gelangt er zum Untermenschen, der sich im Laufe von Zehntausenden von Jahren zum heutigen hochzivilisierten Wesen entwickelt hat. Wells macht also nicht Halt bei den dreieinhalb Jahrtausenden von Menschen aufgezeichneter Geschichte, er geht weiter und liest in dem großen Buche der Natur, d. h. des Lebens. Von dieser hohen Warte aus erscheinen naturgemäß die letzten 2 oder 3 Jahrtausende nur wie ein Tag im Verhältnis zu den Hunderttausenden von Jahren, die bis zur jetzigen Entwicklung heraufgeführt haben. Hier stehen sich zwei Weltanschauungen gegenüber, die eine sieht alles Heil der Menschheit in der Zukunft, im Uebermenschen, die andere dagegen kann nur in der Vergangenheit ruhen, denn über sich selbst kommt nach ihr der Mensch nicht hinaus. Die eine muß konsequenterweise

zum Atheismus führen, zur Entgottung der Welt, die andere ist tief im Christentum eingebettet, d. h. in dem Erlöserglauben durch einen Stärkeren und Gewaltigeren.

Ich bin hier etwas von meinem eigentlichen Thema abgekommen. Aber zur Charakterisierung Belloc'scher Weltanschauung schien mir diese Einschaltung notwendig. Der tiefe Kontrast zwischen diesen beiden Vertretern der modernen englischen Literatur wirft doch wieder ein neues Schlaglicht auf Belloc und seine Denkweise. Ueberdies ist dies auch der Grund, der Belloc veranlaßte, von seinem Standpunkte aus eine Weltgeschichte zu schreiben, den „Companion to the Outline of History".

Doch nun können wir wieder zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren, zum frühen Mittelalter. Das Christentum hatte die erste Feuerprobe zu bestehen. Die Angriffe vom Osten, vom Islam, und von Norden, von den Piraten, waren sehr ernster Natur. Aber das Christentum triumphierte. Auch dem Einbruch der Hunnen zeigte es sich gewachsen. Die Geschichte dieser Jahrhunderte macht fast den Eindruck, als ob man gerade genug zu tun hatte, die überkommene Zivilisation zu verteidigen. An eine Vertiefung und Ausbreitung war nicht zu denken.

Eine Tatsache scheint dem jedoch zu widersprechen, das ist die Ausdehnung der Kolonisation oder des Christentums und der Zivilisation über den Rhein hinüber bis zur Elbe, d. h. über die Grenzen des römischen Imperiums hinaus. Das letztere ist für Belloc das Entscheidende. Er gibt zu, daß dieses Bollwerk im Osten sich eine Zeitlang bewährt hat, aber in der Reformation ist es doch wieder abgebröckelt. Das mußte so sein; denn Christentum und römische Kultur hatten dort noch lange nicht Wurzel gefaßt, ja es ist nach Belloc fraglich, ob diese Barbaren jenseits des Rheins überhaupt jemals reif werden für die lateinische Zivilisation. Bis heute sind sie es noch nicht, heute noch endigt die wahre Kultur am Rhein, wie in den Zeiten eines Augustus.

Noch eine Neuerscheinung ragt aus jenen dunkeln und schicksalsschweren Jahrhunderten heraus, der Feudalismus. Neuerscheinung ist aber ein falsches Wort. Belloc belehrt uns wieder in sehr einleuchtender Weise, daß wir es hier ebenfalls mit einer römischen Einrichtung zu tun haben. Die Großgrundbesitzer der spätrömischen Zeit waren nie ausgestorben. Durch die vollständige Auflösung einer Zentralgewalt in Rom, war allmählich jeder dieser Grund-Herren darauf angewiesen selbst zum Schwert zu greifen, um sich in seinem Besitz zu behaupten. Die früheren Sklaven wurden zu Gefolgsmannen, die für treue Dienste mit Land belohnt, bezw. belehnt wurden. Als dann immer mehr Einfälle von außen drohten, schlossen sich die Herren untereinander zusammen unter einem

Führer, der der mächtigste von ihnen war. Eine Adelsschicht entstand, dadurch daß das römische Beamtentum erblich wurde. Jede andere Theorie für die Entstehung des Feudalstaates lehnt Belloc rundweg ab.

Eine andere Tatsache ist noch bemerkenswert, ich meine die Verlagerung des Schwerpunktes von Italien nach Frankreich. In der alten römischen Provinz Gallien sollte das Mittelalter seinen höchsten Aufschwung erleben. Direkt heraufgeführt wurde er durch drei Kräfte: Gregor VII., das Auftauchen der Normanen und die Kreuzzüge.

Daß die Normannen einen so wesentlichen Faktor im Wiederaufbau altrömischer Herrlichkeit ausmachen, gibt Belloc eine schwere Nuß zu knacken. Denn das sind doch dem Namen nach Germanen, Barbaren. Doch sehr geschickt weiß er auch hier den alleinigen Anteil der lateinischen Rasse an der Kultur zu stützen. Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung der Normandie machten die eingewanderten Barbaren nur einen verschwindend kleinen Teil aus, an den Zuständen im Lande änderten sie zunächst gar nichts. Nur für den Adel des Landes bedeuteten die kühnen Wikinger wenigstens anfangs eine starke Blut- und Kraftzufuhr. Doch schon kurze Zeit später kann Belloc sie für die gallo-romanische Rasse in Anspruch nehmen und folgende Feststellung von ihnen machen: „French in body and habit and disposition of body, yet just differentiated from the rest of Frenchman." (Europe and the Faith, S. 254).

Die Tatsache, daß etwas Neues vorhanden war, kann selbst Belloc nicht leugnen, aber daß dieses Neue ohne das Hinzukommen des urkräftigen Stammes nicht zustandegekommen wäre, deutet er nicht einmal an. Uns mutet ja auch heute der Geist der Gotik mit seinem tiefen Unendlichkeitsstreben als rein germanisch an. Ohne Belloc zu nahetreten zu wollen, muß man hier wiederum seine bewußte oder unbewußte Einseitigkeit feststellen.

An zweiter Stelle ist des Mönches Hildebrand zu gedenken, der als Papst Gregor VII. den Stuhl Petri innehatte. Belloc hält ihn nicht so sehr für einen Erfinder als vielmehr für einen Erneuerer. Er hat dem Geist des römischen Einheitsgedankens dauernde Form verliehen und die Würde des obersten Hirten der Christenheit zu einem politischen Machtfaktor erster Klasse erhoben.

In den Kreuzzügen wurde dann jener neuerstandene Gemeinschaftsgeist aller Christen zum erstenmal zur Tat und zwar zu einer Tat, wie wir Menschen des 20. Jahrhunderts uns kaum mehr vorstellen können. Für uns bedeutet der 1. August 1914 ein Erlebnis, als sich nur ein Volk, von einem Willen getrieben und von einem Glauben beseelt, wie ein Mann erhob. Daß sich die ganze europäische Menschheit für ein Ideal mit Blut und Leben einsetzen

könnte, das geht über unseren Vorstellungskreis hinaus. Und doch war es schon der Fall. Bewundernd stehen wir mit Belloc vor einem Zeitalter, in dem der Glaube an den Erlöser seine höchsten Triumphe auf Erden feierte. Und begreiflich erscheint es uns, wenn Belloc in diesen Jahrhunderten ein Ideal sieht, das wieder zu verwirklichen unser einziges und höchstes Bestreben sein muß. Das ist Bellocs Traditionalismus: Eine Zeit wieder aufleben zu lassen, in der der reinste Gottglaube die Menschen beseelte, in der die Philosophie den gewaltigsten Geist aufzuweisen hat, Thomas von Aquino; in der die ersten Universitäten in Paris und Bologna entstanden, in der Dantes Genie die unsterblichen Gesänge der Divina Comedia schuf, in der Giotto der italienischen Malerei Weltruf verschaffte. Eine Zeit, in der unsere mittelalterlichen Städte zu einer nie geahnten Wohlhabenheit gelangten, wo das Eigentumsrecht des Menschen am besten verkörpert war, wo in der Stadt die Handwerkergilden die moderne Entwicklung der Industrie schon vorweggenommen hatten, wo auf dem Lande die Leibeigenschaft dem freien Bauern auf freier Scholle Platz machte: Wir verstehen es, wenn Belloc angesichts dieser Tatsachen zu dem Schluß kommt: „Europe was imagined to be at last achieved, and that ineradicable dream of a permanent and satisfactory society seemed to have taken on flesh and to have come to live for ever among Christian men." (Europe and the Faith, S. 259).

Das Andauern einer solchen Blütezeit scheiterte an der allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit. Die Ursache, in des Wortes voller Bedeutung, für dieses Scheitern wird nach Belloc nicht aufgedeckt werden. Er macht sich die Erklärung leicht, für ihn waren böse, außermenschliche Kräfte am Werk. Man sieht, wo der Historiker in Belloc versagt, da ist der Katholik nicht verlegen um eine Deutung. Er gibt wohl zu, daß im 14. und 15. Jahrhundert nichts blieb, was nicht besudelt und in den Staub gezogen worden wäre, aber daraus läßt sich noch kein Recht für eine Reformation ableiten. Doch das führt uns bereits in die Neuzeit herein.

Bevor wir diesen Schritt tun, möchte ich noch einmal betonen, daß Belloc in jener Blüte des Mittelalters ein Ideal sieht, römische Zivilisation verklärt und vergeistigt durch das Christentum der katholischen Kirche, ein Ideal, das durch die darauffolgenden Jahrhunderte getrübt und verdunkelt wurde. Wir müssen zurückkehren zu jenem Hochbild oder wir sind verloren: „Europe must return to the Faith or she will perish."

Die Reformation
als letzte Ursache für den Verfall unserer Kultur.

Für den, der in künftigen Tagen die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte beurteilt, wird ein Charakterzug aus der Fülle der Erscheinungen besonders deutlich hervortreten. Er wird feststellen, wie auf der einen Seite eine stetige Zunahme von Wissen und von Reichtum in jeder Form stattfand, wie aber auf der anderen Seite eine fortschreitende Verarmung und Verelendung der großen Masse der Menschen Platz griff, wie also gerade das Gegenteil von dem eintrat, was nach menschlicher Voraussicht zu erwarten wäre. Anstatt daß Glück und Zufriedenheit auf Erden einkehrten, herrscht Unterdrückung und Ausbeutung der Armen, ja gegen Ende dieser drei Jahrhunderte ist es sogar soweit gekommen, daß die ganze europäische Kultur vor die brennende Frage des Seins oder Nichtseins gestellt wird.

Die wachen Menschen sehen schon heute den gähnenden Abgrund deutlich vor sich und suchen die Schicksalsfrage Europas je nach ihrer Veranlagung und Einstellung auf diese oder jene Art zu lösen. Ein Oswald Spengler sieht das unwiderrufliche Ende gekommen. Wie der einzelne nach Erfüllung seiner Lebensaufgabe ins Grab sinkt, so vollzieht sich der Untergang unseres abendländischen Kulturkreises zwangsläufig und unaufhaltsam. Das einzige, was uns noch übrig bleibt, ist heroisch zu sterben.

Andere Forscher und Denker sehen aus dem Chaos doch noch einen Ausweg. Rom trug den Todeskeim in sich, als es begann, die heimatliche Scholle preiszugeben, um sie gewissenlosen Spe-Spekulanten zu überlassen. Wie jener Riese in der Sage nicht überwunden werden konnte, solange er mit seiner Mutter Erde in Berührung war, so ist ein Volk, solange es fest in seinem Mutterboden verwurzelt ist und ihn als heiliges Erbgut festhält, gefeit gegen Tod und Untergang.

Unser Belloc hat auch hier wieder seine ganz persönliche Ansicht, die nach dem, was wir bereits von ihm kennen, nicht mehr so überraschend wirkt. Denn sie stellt nur die notwendige Konsequenz aus seinen bisherigen kritischen Anschauungen dar. Er sucht das Uebel an der Wurzel zu fassen und geht dabei von der Reformation aus. Sie steht am Anfang jener verderblichen Entwicklung und ist auch allein dafür verantwortlich zu machen. Seine eigenen Worte lauten: „The united body of European civilisation has been cut asunder: the abomination of industrialism; the loss of land and capital by the people in great districts of Europe; the failure of modern discovery to serve the end of man; the series of larger and still larger wars following in a rapidly rising scale

of severity and destruction, till the dead are now counted in tens of millions; the increasing chaos and misfortune of society, all these attach one to the other, each falls into its place, and a hundred smaller phenmena as well, when we appreciate — as to-day we can — the nature and the magnitude of that central catastrophe." (Europe and the Faith, S. 267).

Eine Reihe von tatsächlich vorhandenen Mißständen könnte man aufzählen, die jedoch von der Gegenseite stets übertrieben werden. Ein Recht zur Auflehnung und zum Umsturz ließe sich, wie erwähnt, daraus nicht herleiten. Verhängnisvoll war lediglich die ungeheuer rasche Geistesentwicklung, herbeigeführt durch eine Reihe von epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen. Die Kirche, die selbst nicht auf der Höhe war, konnte all diese neuen Strömungen nicht in ein ruhiges Bett leiten, um sie allmählich zu absorbieren. So führte diese Entwicklung zur Sprengung des einheitlichen Rahmens. Ein Teil der abendländischen Christenheit sagte sich von der Papstkirche los und suchte den Weg ins Jenseits auf eigene Faust. Eigenartig war es allerdings, daß besonders die germanischen Länder von der neuen Bewegung ergriffen wurden.

Ebenso eigenartig ist auch Bellocs Begründung für diese Erscheinung. Er sieht darin nur eine notwendige Entwicklung. Jene Gebiete jenseits des Rheins hatten ja nie zum Imperium romanum gehört, ihnen war römische Kultur noch nicht so zum innersten Wesen geworden wie den echten Römerprovinzen. Kein Wunder also, daß sie bei der schweren Belastungsprobe um die Wende des 15. Jahrhunderts versagten und in die Barbarei zurückfielen.

Hätte Belloc die deutsche Reformationsgeschichte genauer studiert, so wäre ihm aufgefallen, daß in Deutschland besondere Verhältnisse vorlagen, daß hier wirklich ein dringendes Bedürfnis nach Reform vorhanden war. Die Kirche hatte ja selbst diese Notwendigkeit eingesehen und Reformkonzilien eingesetzt, die leider so ziemlich ergebnislos verlaufen waren. Ich sage leider, denn es ist tief zu bedauern vom Standpunkt der nationalen Einheit aus, daß damals die schon bestehenden Streitigkeiten politischer und sozialer Natur noch durch den religiösen Zwist verschärft wurden.

Es erübrigt sich nach meiner Ansicht gegen die Behauptung Bellocs Stellung zu nehmen, als ob die Reformation das Absterben der Kultur und Zivilisation zur Folge gehabt hätte. Die Geschichte beweist das Gegenteil. Aber Belloc hat sich auf die Alleingültigkeit lateinischer Kultur versteift und hält es wahrscheinlich gar nicht für notwendig, auf Entwicklungen näher einzugehen, die aus diesem Rahmen herausfallen.

Besorgter macht ihn dagegen das Schicksal Englands. Denn hier hatte er es ja mit einer römischen Provinz zu tun. Britannien

hatte zwar stärker unter der Völkerwanderung gelitten, es war sogar eine Zeitlang von dem Herde der Kultur abgeschnitten, aber es war ja bald in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt, die damals das Erbe Roms angetreten hatte. Da von England her unsere politische und soziale Entwicklung weitgehend bestimmt ist, erscheint es geboten, hier auf die Einzelheiten einzugehen. Das Material, das zugrunde liegt, ist ebenfalls reichhaltiger und ausführlicher. Besonders auf ein Werk Bellocs ist in diesem Zusammenhang hinzuweisen, den Sklavenstaat, ein Buch, das viel Aufsehen erregte und eine ganze Reihe von Auflagen erlebt hat. Auch eine deutsche Uebersetzung davon ist in den letzten Jahren erschienen.

In England waren es zum Teil andere Ursachen, die der Reformation einen günstigen Boden bereitet haben. Während in den anderen der Reformation geneigten Ländern ein allgemeines Sichauflehnen gegen altüberlieferte Formen eintrat, war es in England eine bestimmte Schicht, die squires, d. h. die ländlichen Grundeigentümer, die sich aus der neuen Lehre großen Gewinn erhofften. Daneben spielte auch noch die trotz des Parlamentarismus absolutistische Form der Regierung eine gewisse Rolle, die den Untertanen in ehrfurchtsvoller Scheu und unbedingtem Gehorsam zum Herrscher aufblicken ließ.

Der Höhepunkt des Mittelalters ist, wie wir gesehen haben, schon vor der Reformation längst überschritten. Auch die günstige soziale Entwicklung war nicht weiter gediehen. Ein großes Verdienst des Mittelalters bestand in der Abschaffung der Sklaverei. Die Großgrundbesitzer hatten an Zahl und Reichtum stark abgenommen, die freien Bauern auf eigener Scholle waren im Wachsen. Es hätte nur noch eine kurze Zeit ruhiger Entwicklung bedurft, und von dem fluchbeladenen System der Sklaverei wäre keine Spur mehr übrig geblieben. Auch in den Städten bahnte sich eine durchaus gesunde Entwicklung an. Das Handwerk, das damals wirklich goldenen Boden hatte, war organisiert in Gilden, die mit wohldurchdachten Gesetzen das Entstehen einer wirtschaftlichen Oligarchie und eine Ausbeutung der großen Masse zu verhindern trachteten. Die wirtschaftliche Ordnung war aufgebaut auf dem Eigentumsprinzip. Jeder sollte direkten Anteil an den Produktionsmitteln haben. So sah der Staat aus, wie ihn Thomas von Aquino in seinen Schriften sich dachte, wo die „justitia distributiva" die Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen regelte. Daher nennt Belloc diese Form mit Recht „distributive State". Es ist der Staat des „homo christianus", dem alle äußeren Güter nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck bedeuten, der über den Dingen steht, und im Umgang mit ihnen seine Ewigkeitsbestimmung nie vergißt.

Doch diese ruhige Entwicklung sollte ihr Ziel nicht erreichen. Sie wurde gestört durch die Reformation. Im Gefolge der Reformation kam eine Auflösung der Klostergüter, die im Laufe der Jahrhunderte einen stattlichen Besitzstand erreicht hatten. Theoretisch fielen sie der Krone zu, praktisch den Grundbesitzern, den squires, die ja in England besonders für die Reformation eingetreten waren. Damit war der erste Schritt zum Kapitalismus getan. Diese Landeigentümer wurden die späteren Fabrikherren und die Nutznießer der „Industrial Revolution". Irrtümlicherweise ist man geneigt, die Industrial Revolution selbst als Ausgangspunkt für den Kapitalismus anzusetzen. Dagegen sagt Belloc: „The Servile State", S. 72: „The England upon which the new discoveries had come was already an England owned as to its soil and accumulations of wealth by a small minority: it was already an England in which perhaps half of the whole population was proletarian, and a medium for Exploitation ready to hand . . . . . Such great discoveries in a society like that of the thirteenth century would have blest and enriched mankind, coming upon the diseased moral conditions of the eighteenth century in this country, they proved a curse."

Die Auswirkungen dieser unseligen Entwicklung haben Europa dahin geführt, wo es heute steht, nämlich zum Kapitalismus mit all seinen üblen Begleiterscheinungen. Belloc vertritt mit Recht die Ansicht, daß der Kapitalismus kein Dauerzustand sein kann, sondern daß er zwangsläufig im Sklavenstaat endigen muß, der bereits in seinen Anfängen jetzt schon vorhanden ist.

Der Uebertritt Englands in das Lager der Protestanten ist also nicht aus religiösen Motiven erfolgt, wirtschaftliche und politische Ursachen waren dafür maßgebend. An dieser Tat, die einzelnen wohl materielle Vorteile brachte, krankt heute noch die gesamte europäische Zivilisation. Und diese Krankheit muß zum Tod führen, wenn nicht bald Abhilfe geschaffen wird.

Englands Abfall riß eine tiefe Wunde in die bis dorthin starke und einheitliche europäische Kultur. Die Folgen waren umso schlimmer, als England in den letzten Jahrhunderten auf vielen Gebieten eine Führerrolle einnahm. Ein Trost für Belloc liegt darin, daß das Nachbarland Irland so treu und tapfer zum Katholizismus gestanden hat und von diesem Land erhofft er sich auch die Renaissance des Glaubens und damit die Renaissance Europas.

Eine kurze Zusammenfassung des zuletzt Gesagten wird uns Bellocs Standpunkt noch einmal klar machen: Die Reformation wäre eigentlich nicht notwendig gewesen. Durch die Umstände begünstigt konnte sie festen Boden gewinnen. Sie ist verantwortlich zu machen dafür, daß Europa heute vor dem geistigen und wirtschaftlichen Bankrott steht. Denn sie hat der Seele den Glauben

genommen und damit den Halt. Alle möglichen Idole sind seitdem aufgestellt worden. Man hat seine Nation oder seine Rasse vergöttert, man ist dem Mammonismus verfallen, man sucht in Philosophie und Wissenschaft vergebens nach einer Stütze, man ist sogar in den Okkultismus verstrickt worden, nur um einen Ausweg aus dem Chaos zu finden.

Aber alles hat sich als trügerisch erwiesen, die Verzweiflung pocht heute stärker denn je an die Tür. Die einzige und letzte Rettung Europas liegt im Glauben und zwar im Glauben an die katholische Kirche, der schon einmal seine wundervolle Kraft bewährt hat: „Europe must return to the Faith or she will perish."

Wenn wir nun Bellocs geschichtliches Weltbild in seiner Gesamtheit auf uns wirken lassen, so tritt ein Zug besonders stark hervor, ich meine die Einheitlichkeit der Auffassung. Die vielgerühmte Objektivität des Wissenschaftlers erkennt er schon gar nicht an. Er gesteht von vornherein zu, daß er alle Geschehnisse von seinem Standpunkt aus, d. h. vom Standpunkt des Katholiken aus, zu erfassen sucht. Am Schlusse der Betrachtung findet sich deshalb der Leser nicht in einer Art Labyrinth von widerstreitenden Kräften, sondern er sieht alles in Beziehung gebracht zu einem Zentrum, dem Christentum in der römisch-katholischen Kirche.

So großartig diese Methode auch anmuten mag, so schwere Gefahren birgt sie doch in sich. Wir haben an verschiedenen Stellen Gelegenheit gehabt darauf hinzuweisen, wie diese Einheitlichkeit eine starke Einseitigkeit im Gefolge hat. Wir haben gesehen, wie Belloc das, was den einheitlichen Rahmen seiner Anschauung sprengen könnte, übersieht und beiseite läßt. Es liegt ja ein erhabener Gedanke darin, unser Europa eins zu wissen in Denken, Fühlen und Handeln, aber so wenig wie man an der Tatsache vorübergehen kann, daß uns diese Einheit verlorengegangen ist, so wenig kann man auch die Ursachen leugnen, die zu dieser tatsächlich vorhandenen Zerrissenheit geführt haben.

II. Belloc's Romane.

Nach diesem einleitenden Kapitel können wir zu unserer eigentlichen Aufgabe übergehen, die darin besteht die literarischen Erzeugnisse Bellocs, insbesondere seine Romane und Essays, als Ausdruck seiner Weltanschauung zu charakterisieren. Die Basis dafür haben wir uns nun geschaffen. Wir kennnen Bellocs allgemeine Stellungnahme und wir kennen auch seine Gründe dafür.

Die Romane Bellocs beschäftigen sich zum größten Teil mit Gegenwartsproblemen. In der literarischen Kritik nehmen sie keinen hohen Rang ein; das ist auch leicht erklärlich. Man findet in ihnen nicht, was man gemeinhin unter einem Roman versteht, d. h. sie bringen keine billige Sensation, die Liebe, ohne die ein Roman bekanntlich wie eine Welt ohne Sonne erscheint, spielt bei Belloc eine sehr untergeordnete Rolle, die Handlung ist wohl interessant, aber doch nicht so mit Spannung erfüllt, wie der Romanleser es gern hat. Und doch gewinnt man bei näherer Kenntnis Bellocs den Eindruck, als ob seine Romane nur deshalb geschrieben wären um seine Ideen einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Das, was er zu sagen hatte, finden wir ja in seinen historischen Schriften viel reiner und deutlicher ausgedrückt. Man könnte ihn in diesem Punkte etwa mit Shaw vergleichen, für den die Bühne nur die Plattform ist, von der aus er seine Ideen und Einfälle propagiert. Shaw gibt seinen Stücken immer Vorreden, d. h. Erklärungen für seine Stellungnahme in dem betreffenden Stück. Belloc gibt uns seine Erklärungen und Begründungen in historischen Abhandlungen. Die Romane bilden das Sprachrohr für das große Publikum, das seine Weltanschauung aus Zeitungen und Romanen zusammensetzt. So wie Shaw's Stücke oft des dramatischen Schwungs entbehren und in lange, allerdings geistreiche Dialoge ausarten, so sind Bellocs Romane oft zu nüchtern, zu sehr auf den Zweck bedacht und zu wenig auf den Geschmack des Publikums eingestellt.

Man wird nun fragen, in welcher Richtung Belloc seine Leser zu beeinflussen sucht. Nach dem, was wir von seiner Einstellung zu unserer Zeit wissen, kann das nicht mehr zweifelhaft sein. Er wird mit allen Mitteln versuchen, den Mann aus dem Volk zu überzeugen, daß in unserer heutigen Entwicklung nicht nur etwas, sondern beinahe alles faul ist, daß wir mit unserem ganzen Fortschritt heute bis zum Ruin unseres eigensten Wesens fortgeschritten sind. Das beste Mittel, einen Menschen von einer falschen Vorstellung abzubringen, ist sein Vorhaben lächerlich zu machen und es dem Spott preiszugeben. So sind Bellocs Romane fast alle satirischen Charakters, also eigentlich negativ, zerstörend, indem sie alles, was dieser Zivilisation erstrebenswert erscheint, an den Pranger stellen.

Das erste Werk dieser Art ist „Emmanuel Burden", erschienen im Jahre 1904. Dieses Datum versetzt uns zurück in die Zeit nach dem Burenkrieg, dessen glücklicher Ausgang eine Hochflut des englischen Imperialismus hervorgerufen hatte. Eine neue wertvolle Provinz war dem Weltreich angegliedert worden, ein neuer Edelstein glänzte in der Krone Großbritanniens. Das Volk feierte nach den schweren Mühen und Prüfungen mit Begeisterung seine Helden und wurde durch die Presse in seinem allgemeinen Taumel nur bestärkt. Doch schon während des Krieges waren Stimmen laut geworden, die die Imperiumspolitik streng verurteilten.

Wer in die Geschehnisse selbst Einsicht gewann, der konnte an den Härten und Ungerechtigkeiten dieses Eroberungskrieges nicht achtlos vorübergehen. Belloc hatte als Journalist (wahrscheinlich) Gelegenheit, etwas hinter die Kulissen der englischen Politik zu sehen und hatte wahrgenommen, wie sich unter der Maske der Menschenfreundlichkeit und der Volksbeglückung die kühl berechnende Geldgier einiger Finanzmagnaten verbarg. Das wird den Anstoß gegeben haben zu seinem Roman in Form einer Lebensbeschreibung des Londoner Großkaufmannes „Emmanuel Burden of Thames Street, Exporter of Hardware".

Das festfundierte Unternehmen dieses Mannes beruhte auf dem Fleiße und der Geschäftstüchtigkeit seiner Vorfahren, die sich aus kleinen Anfängen heraus allmählich emporgearbeitet hatten. Emmanuel Burden war dann noch durch die äußere Entwicklung Englands begünstigt worden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war sein Exportgeschäft zusammen mit seinem Vaterland stark gewachsen und um die Jahrhundertwende galt er als reicher und angesehener Kaufmann in der City von London, dessen Vermögen ehrlich erworben und dessen Ruf unangetastet war.

Vor Jahren hatte er Geschäftsbeziehungen angeknüpft mit den Eingeborenen einer noch ziemlich unerforschten Provinz im dunklen Erdteil, an der Mündung des M' Korio; der Name ist von Belloc erfunden. Das Geschäft mit dem M' Korio-Delta nahm in der Bilanz der Firma Burden keinen großen Posten ein, der Chef selber dachte auch gar nicht daran, die Beziehungen auszubauen, bis ein ehemaliger Frankfurter Jude, Mr. Barnett, später unter dem Namen Lord Lambeth bekannt, hier ein Objekt seiner eigenen Spekulation witterte. Mit beißender Satire schildert uns Belloc dann, wie dieser Mensch für sein Unternehmen Stimmung machte, wie er zunächst Mr Burden dafür zu interessieren suchte und dann dem Publikum die Wichtigkeit und den Wert dieser neuen Provinz suggerierte.

Wichtig war es vor allem Mr Burden zu gewinnen, denn sein Name verbürgte Ehrlichkeit und Sicherheit eines Unternehmens. Der Weg zu ihm führte über seinen Sohn, Cosmo Burden, der

auf der Universität und in seinem Club mit verschiedenen Barnett nahestehenden Leuten verkehrte, z. B. mit einem Lord Benthorpe, dessen Adel noch ziemlich jung war, und der sich an allerlei Unternehmungen beteiligt hatte, um seinen zerrütteten Verhältnissen etwas aufzuhelfen, bis jetzt allerdings ohne Erfolg. Ihn benützt Barnett als eine Art Aushängeschild, denn er hat sich als Soldat in der Politik des Imperiums schon einen gewissen Namen erworben. Außerdem ist für so einfach denkende Leute wie Mr Burden ein Lord immer mit einem gewissen Nimbus umgeben, auch wenn er nahe an den Hochstapler grenzt. Die Satire wird hier zur Tragik, wenn der eigene Sohn sich als Werkzeug hergibt für diese dunklen Mächte, die daran arbeiten, seinen Vater ins Unglück zu stürzen.

Nach einigen Wochen systematischer Bearbeitung ist Burden auch so stark interessiert, daß er selbst seinem Sohn Vorschläge macht über die bessere Auswertung des M' Korio-Deltas. Kurze Zeit darauf kommt es auch zur Gründung einer Gesellschaft, der M' Korio-Delta-Development-Company, die die Ausbeutung des Deltas zum Ziele hat. Außer Burden selbst und Barnett sitzen noch zwei Freunde des letzteren im Aufsichtsrat, darunter Lord Benthorpe. Mit der Gründung dieses Unternehmens hat Burden den entscheidenden Schritt getan. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. In gutem Glauben an die ehrliche Absicht seiner Partner hat er sich darauf eingelassen, er war überzeugt, damit seinem Vaterland einen Dienst zu erweisen, indem er seinen Teil zur Erweiterung des Imperiums beitrug.

Diese Ueberzeugung von der Heiligkeit des Imperiumstrebens mußte auch dem Volke beigebracht werden und außerdem mußte die Regierung gewonnen werden. Dazu war die Tagespresse das geeignetste und wirksamste Mittel. Hier fühlt sich Belloc zuhause. Zuerst erzählt er, daß Barnett eigentlich keinen nennenswerten Einfluß auf die Presse ausübte, aber dem folgt eine seitenlange Beschreibung seiner Beziehungen zu einzelnen Journalisten aller bekannten Tageszeitungen. Die Anschuldigungen gegen diesen Ehrenmann sind nur von Neid erzeugt: „The man who made this accusation (a salutary fear of the law of libel forbade them as a rule to put it into print), the men who made it, I say, had no other ground than this; they saw that the M' Korio Delta was in the air, they heard the name upon every side; they knew that Mr. Barnett would necessarily grow rich upon its development; they saw the Press almost unanimous in its demand for that development, and they jumped to the false conclusion which I have indicated, because their vision had been warped by an uncontrolled and

ill-balanced anger against the modern inequalities of fortune." (Emmanuel Burden, S. 72).

Nachdem dann Belloc in einer durchaus objektiven Prüfung der Verhältnisse festgestellt hat, daß Mr. Barnett entweder Aktionär bekannter Zeitungen ist oder daß ihm die Redakteure vielgelesener Blätter irgendwie verpflichtet sind, folgt eine stark ironische Schlußfolgerung, die ich auch hier anführen möchte, um dem Leser einen Begriff von Bellocs Satire zu geben, deren Stärke sicher seiner teilweise französischen Abstammung zuzuschreiben ist. So lesen wir in Emmanuel Burden S. 76:

„All this intellectual movement was instinct with the spirit of England.

There are political forces that seem without form, very vague and viewless as great currents of air may be, but they are irresistible.

Through England and the English some such force had long been stirring. All these young men had felt it; all were bound as by a kind of fate to express it. It coloured their writing upon every topic. It troubled their view of the future; it compelled them to continual appeals. For long that undefined and natural thing, that impulse of patriotism, had wandered in vagaries, thinking that now here, now there, it had found the substance which it should inspire, the matter which it was destined to make live. So all great movements begin.

At last, and not long after the advent into English journalism of that younger life and keener anthusiasm which I have just described, a true and permanent object absorbed its energies, and, if one may use the phrase, the nation and her servants had found their mission.

The full meaning of the M' Korio Delta had appeared."

In welchem Maße Belloc mit seinen Angriffen gegen die Presse im Recht ist, kann man als Laie nur schwer nachprüfen. Daß sie jedoch ganz in den Dienst gewisser Interessen gestellt werden kann, hat uns der Lügenfeldzug der englischen Presse während des Krieges bewiesen. Vom Standpunkt der Eigentümer großer Zeitungskonzerne ist es ja ohne weiteres verständlich, daß sie ein solch gewaltiges Hilfsmittel nicht unbenützt lassen.

„Le papier souffre tout", auch in der M'Korio-Angelegenheit wurde dem Zeitungsleser alles mögliche und unmögliche aufgetischt. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Die Anleihe der M'-Korio-Delta-Development-Company war nach kurzer Zeit überzeichnet. Die Papiere machten die üblichen Kursschwankungen durch und nach kurzer Zeit waren die vier Gründer der Gesellschaft um ein gutes Stück reicher geworden. Sie waren die Nutznießer des

sogenannten Patriotismus, den sie ja selbst erst in die „richtigen Bahnen" geleitet hatten.

Nur dem Helden des Romans, wenn ich ihn so nennen darf, sollte die Sache zum Verhängnis werden. Schon vom Anfang an hatte man versucht, den besten Freund Mr. Burdens, einen Reedereibesitzer namens Charles Abbot, zur Teilnahme an der Gesellschaft zu überreden, da auch er ein gewichtiges Wort in der M'Korio-Angelegenheit mitzureden hatte. Burden hatte selbst mit ihm verhandelt und ihn im guten Glauben überreden wollen, da es sich um das Gedeihen des Imperiums handle, also um das Wohl Englands. Abbot jedoch, ein Engländer von echtem Schrot und Korn, mit einer guten Portion „commonsense", sah schon damals in der ganzen sogenannten Imperiumspolitik weiter nichts als die Machenschaften von internationalen Bankiers und Schiebern und hielt sich streng zurück. Dieser Zwist mit seinem besten Freunde nagte Burden stark am Herzen. Es schmerzte ihn tief, daß ihm in einer so guten Sache die Unterstützung seines Jugendfreundes versagt blieb.

Als er jedoch herausbekam, mit welch unfairen Mitteln man seinen Freund mürbe zu machen suchte, da gingen auch ihm die Augen auf über die wahren Absichten Barnetts und seiner Helfershelfer.

Dazu kam die bittere Erkenntnis, daß auch sein einziger Sohn ohne Bedenken an dieser Jagd nach Profit teilnahm und zusammen mit internationalen Juden und heruntergekommenen Adeligen aus der Vaterlandsliebe seiner Mitmenschen Kapital schlug. Das mußte dem alten Mann das Herz brechen. Verlassen von aller Welt hauchte er seine Seele aus. „Honest Englisman and good man, I wish I could have written of him in nobler terms", schließt Belloc.

Nachdem wir so den Gang der Handlung in „Emmanuel Burden" in großen Zügen vorgeführt haben, können wir zu einer kurzen Betrachtung des Aufbaues übergehen. Die Idee des Ganzen ist klar und eindeutig: Der Imperialismus Englands ist keine Volksbewegung, er entsteht nicht aus dem Drange heraus, englische Kultur über die ganze Welt zu verbreiten, da sie allein die Völker glücklich machen kann, er entsteht nicht aus der Ueberzeugung, daß die Engländer das auserwählte Volk sind und deshalb eine Mission in der Welt zu erfüllen haben, kurz und gut, der Imperialismus hat keine idealen Beweggründe. Nein, im Gegenteil, was dem Imperialismus zugrundeliegt, ist krassester Materialismus, kühl berechnende Macht- und Gewinnsucht einzelner, zum Teil fremder Elemente. Da sie auf geradem Wege nie ihr Ziel erreichen würden, benützen sie Umwege und Schliche. Sie hängen ihrem Laster ein schönes Mäntelchen um und kommen so eher zum Ziel. Das englische Volk ist für sie ein Werkzeug, das man wegwirft, wenn man es nicht mehr braucht.

Bellocs Aufgabe bestand darin, diesem Grundgedanken Gestalt zu verleihen. Er hat sich dazu die Form der „life-novel" gewählt. An der psychologischen Entwicklung des Helden wird uns der Gedankengang des Autors veranschaulicht.

Als Satiriker ist es Belloc nicht darum zu tun, ein einzeln dastehendes Menschenschicksal zu schildern, er will die allgemeinen Züge seiner Zeit treffen, deshalb zeichnet er uns einen Typus. Unser Emmanuel Burden ist nicht das einzige Opfer des Imperialismus geblieben. Mit ihm zusammen hat England Tausende seiner treuesten und ehrlichsten Bürger verloren. Er ist nur die Verkörperung jener Klasse von Kaufleuten, denen England seine Größe verdankt, ein Forsyte im besten Sinne des Wortes, so wie Galsworthy ihn schildert: „Forsytes are the middlemen, the commercials, the pillars of society, the corner-stones of convention, every thing that is admirable."

Fleiß und Ehrlichkeit sind die Grundzüge seines Charakters. Sein und seiner Väter Fleiß haben ihn zum wohlhabenden Manne gemacht. Seine Ehrlichkeit in geschäftlichen Dingen hat ihm einen Ruf verschafft, der unantastbar ist. Das Fair Play ist ihm zur Lebensregel geworden. Hätte an ihn jemand das Ansuchen gestellt seinen Namen für ein gewinnbringendes Schwindelunternehmen herzugeben, so hätte er ihn energisch von sich gewiesen. Er mußte selbst betrogen werden. Daß er diesen Betrug nicht gleich durchschaute, ist durchaus erklärlich und von Belloc sehr gut motiviert. Ist es doch sein eigener Sohn, der ihn in das gefährliche Unternehmen einweiht. In einem Winkel seines Herzens ist jedoch der Argwohn nie ganz verstummt. Mr. Barnett ist ihm immer eine unheimliche Erscheinung geblieben. Um der guten Sache willen unterdrückte er diese Zweifel. Umso bitterer mußte die Enttäuschung sein, die ihn befiel, als das Lügennetz um ihn herum zerriß und Mr. Barnett in seiner wahren Gestalt erschien.

Zum erstenmale in seinem Leben sah er sich in eine unsaubere Affäre verwickelt, in eine Handlungsweise, die sich mit seinem Gewissen nicht vereinbaren ließ. Das machte ihn hilflos. Da er alt und krank war, fehlte ihm die Energie, um sich dagegen zu stemmen. Der Tod erschien ihm vielleicht als willkommener Gast, da er seiner inneren Verwirrung ein sanftes Ende bereitete.

In bitterer Ironie bezeichnet Belloc seinen Tod als ein notwendiges Opfer für Englands Größe: „He could not comprehend. It must be so. The past and the name of such men are necessary to the grist of expansion; but expansion and the newer kind of responsibilities kill them. So doubtless Venice in the sixteenth, Spain in the seventeenth, Holland in the eighteenth centuries were compelled to use, and destroy in using, what been their most nati-

onal type. It was the price they paid for the varied glory they procceded to achieve. My friend was a necessary sacrifice, I know; but he was my friend. The victim moves me." (Emmanuel Burden, S. 161).

Emmanuel Burdens Gegenspieler ist Mr. Barnett. Auch er ist gezeichnet als typischer Vertreter seiner Rasse. Für alles, was seiner Spekulation zugänglich ist, hat er einen besonderen Blick. Mit einer ganz ausgeprägten Zähigkeit hält er an seinen großen Plänen fest. Skrupel und Gewissensbisse sind ihm in Wirklichkeit unbekannt. Seine geschäftliche Vergangenheit hat manchen dunklen Punkt aufzuweisen. Er hat zwar schon manchen Mißerfolg erleiden müssen, aber sein Macht- und Geldhunger läßt sich nicht unterkriegen. Er ist der Typus des herz- und gewissenlosen Finanzmagnaten. Symbolisch für sein Wesen ist seine Stimme, die uns Belloc folgendermaßen schildert: „Barnetts voice, slowly proceeding from word to word, or jolting at the stops, went steadely over the other man's remarks, and crushed them as a great stone crushes clods in its going."

Die heiligsten Güter eines Volkes kommen ihm gerade recht, um damit ein Geschäft zu machen. Den ehrlichen Emmanuel Burden weiß er für seine Zwecke gründlich auszunützen. Der Ausgang des Romans bestätigt uns eine bittere Wahrheit: Das Schlechte siegt oft über das Gute, ein Mr. Barnett nimmt den Platz ein, den ein Mr. Burden hat räumen müssen. Die Zukunft Englands liegt in der Hand von Fremden, die nur ihre Interessen im Auge haben.

Die anderen Gestalten des Romans bieten nur untergeordnete Rollen, insofern als sie nur als Mittelspersonen zwischen diesen beiden Hauptgestalten auftreten.

Im ganzen genommen ist „Emmanuel Burden" eine Satire von sehr ernster und bitterer Art. Belloc hält sich eben in seinem ersten Roman streng an die Wirklichkeit. Darin ist wohl die Ursache dafür zu erblicken, daß das Zeitbild im „Emmanuel Burden" so düster wirkt. Nur ganz selten erhebt sich Bellocs beißende Ironie zu einer humorvollen Auffassung der Dinge. Dem gegenüber geht dann an manchen Stellen die Satire sogar in Tragik über. Es ist überhaupt nicht zuviel gesagt, wenn wir das Schicksal des Helden tragisch nennen. Zwangsläufig bricht das Verhängnis über ihn herein. Denn seinem Charakter nach ist er unfähig sich an die veränderten Verhältnisse anzupassen. Auch er versteht die Welt nicht mehr.

Belloc hat als Satiriker und Kritiker seiner Zeit eine ganze Reihe von großen Vorbildern. Gerade in England mit seiner freieren Verfassung hat dieser Zweig des Romans immer geblüht und es ließe sich eine fast ununterbrochene Linie ziehen von Swift bis Shaw.

Doch auch in seiner Heimat Frankreich brauchte sich Belloc nicht lange nach solchen Spöttern umzusehen. Den alten Rabelais schätzte er selber sehr hoch und die Lektüre Voltaires ist sicher nicht ohne tiefen Eindruck auf seine Denkungsart geblieben. Nur werden wir selten eine solch trübe und hoffnungslose Stimmung finden, besonders nicht bei den Zeitgenossen Bellocs. Sie sehen zwar auch viel Faules und viel Verdammenswertes in unserer Zeit, über das sie ihren Spott ausgießen, aber ein Punkt ist doch immer da, von dem eine Besserung ausgehen kann. Ich erinnere nur an Wells' Tono Bungay. Wells erkennt sowohl die vielen Schäden in der alten englischen Gesellschaftsordnung, im Blades-over system, als auch den Schwindel des modernen Kapitalismus. Aber sein Held geht weder im einen noch im anderen unter. Er überwindet beide Systeme und geht einer besseren Zukunft entgegen.

Wenn wir Belloc nur von dieser Seite kennen würden, so wären wir leicht geneigt ihn als Schwarzseher und Pessimisten von der schlimmsten Sorte abzutun. So aber sind uns seine positiven Anschauungen bereits geläufig. Allerdings in seinen Romanen kommen sie nicht zum Ausdruck. Er sieht eben in einer Fortentwicklung des gegenwärtigen Zustandes keine Rettung mehr, sondern nur den sicheren Untergang. Emmanuel Burden ist dem Tod geweiht, von dem Augenblick an, wo er den entscheidenden Schritt in die moderne Entwicklung hinein tut. Obwohl selbst ein lauterer Charakter, kann er doch das Neue, das Kommende nicht mehr mit seinem Geist erfüllen. Er muß unterliegen. Von einem Vorwärtsgehen erhofft sich Belloc gar nichts mehr, alles dagegen von einem Rückwärtsblicken, von einer Rückkehr zur Quelle des Heils.

In den Jahren 1906—1910 war Belloc direkt an der englischen Politik beteiligt als Mitglied des Unterhauses. Daß ihm auch diese Einrichtung genügend Stoff zur Kritik bot, ersehen wir aus einigen Romanen, die sich mit dem Wahlsystem beschäftigen. Z. B. „Mr. Clutterbuck's Election" und „A Change in the Cabinet". Da seine Reformbestrebungen im Parlament keinen Anklang fanden, lehnte er ja im Jahre 1910 eine neue Kandidatur ab. Wir können hier nicht näher auf den Inhalt der genannten Romane eingehen, sondern nur die staatspolitische Einstellung Bellocs kürz charakterisieren.

Als Ideal eines Staatswesens schwebt Belloc die Demokratie vor, so wie Rousseau sie in seinem Gesellschaftsvertrag schildert. Aber schon Rousseau betont, daß eine wahre Demokratie nirgends auf Erden existiert und glaubt, daß nur ein Volk von Göttern sich demokratisch regieren könnte. Wir können nur versuchen, dem Ideal möglichst nahe zu kommen, allerdings sind Kompromisse auf diesem Weg unausbleiblich.

Belloc wird als Abgeordneter selbst oft genug festgestellt haben, wie weit sich das demokratische Regierungssystem in England vom Rousseau'schen Ideal entfernte. Er wird gesehen haben, wie oft durch Parteiinteressen, vielleicht sogar durch rein persönliche Interessen, jenes oberste Gesetz der Demokratie in den Schmutz gezerrt wurde. Er wird gesehen haben, wie schwer der Einzelne sich oft versündigte am Wohle der Allgemeinheit, das ihm über alles gehen sollte. Die Erklärung für die Verkümmerung der Demokratie wird Belloc nicht schwer gefallen sein. In einem Staate, der der religiösen Grundlage entbehrt, werden auch die besten Einrichtungen ins Gegenteil verkehrt. Eine wirklich demokratische Regierung wäre eine Selbstverständlichkeit für Menschen, die von den Prinzipien des Christentums durchdrungen sind.

The Green Overcoat.

1912 erschien ein neuer Roman Bellocs unter dem Titel: „The green Overcoat". Er hat wieder satirische Tendenz, nur ist die Satire diesmal viel harmloser. Während sie in „Emmanuel Burden" oft an Tragik grenzte, geht sie im „Green Overcoat" manchmal geradezu in Humor über. Außerdem wendet sich Belloc in diesem neuen Werk nicht ausschließlich gegen eine bestimmte Zeiterscheinung, sondern alles, was irgendwie in den Bereich seiner Erzählung kommt, wird unter die Lupe genommen.

Daß die Satire so mannigfach werden konnte, hängt eng zusammen mit dem Stoff, den sich Belloc gewählt hat. Wie schon der Titel sagt, dreht sich die Erzählung um den green overcoat. Er bildet den Kern, um den sich alles kristallisiert. Ein an sich harmloser Mantel ruft eine ganze Reihe von ergötzlichen Verwirrungen hervor, die sich gegen Ende der Geschichte nacheinander aufklären. So wie Belloc das Ganze schildert, können wir uns den Mantel beinahe lebendig vorstellen. Der green overcoat ist nicht ein Kleidungsstück, wie jedes andere, sondern in seinen Falten lauert ein Kobold, der sich vorgenommen hat, die Menschen einmal ein bischen zu ärgern und lächerlich zu machen. Besonders auf den Professor der Psychologie Higginson an der Universität Ormeston hat er es abgesehen. Gegen die Psychologie, so wie sie an den Universitäten gelehrt wird, war Belloc von jeher skeptisch gewesen. Ja, die Psychologie als Wissenschaft zu betreiben, d. h. mit wissenschaftlichen Methoden in das Allerheiligste des Menschen, in seine Seele, einzudringen, dünkte ihm eine Vermessenheit. Deshalb nahm er sich einen Vertreter dieser Wissenschaft aufs Korn und ließ ihn gründlich büßen.

Der wirkliche Besitzer des green overcoat ist ein ehrbarer Kaufmann names John Brassington. Für ihn ist sein pelzgefütterter

grüner Mantel eine Art Talisman, ohne den er nicht leben könnte. Bei einer Abendgesellschaft in Ormeston will es eben jener kleine Teufel, daß Professor Higginson sich an dem Mantel vergreift. Wie er nach Hause gehen will, findet er seinen eigenen nicht, draußen klatscht ein starker Regen auf das Pflaster, John Brassingtons Mantel verspricht ihm Schutz gegen Wind und Wetter, er kann der Versuchung nicht widerstehen und greift zu. Wie gewunschen ist auch gleich ein Auto da, dem er sich ohne Zögern anvertraut. Doch schon bricht das Unglück über ihn herein. Man fährt ihn nicht nach Hause, sondern hinaus aus der Stadt in ein verlassenes Haus. Die Verbrecher sind zwei Studenten aus Cambridge, die ihn für den wirklichen John Brassington halten, den Vater ihres Freundes Algernon Brassington. Sie wollen den alten Herrn mit Gewalt dazu bringen, die Spielschulden seines Sohnes zu bezahlen, für die er gutwillig nicht mehr aufkommen wollte.

Vergebens beteuert der Professor, daß er mit der Sache gar nichts zu tun habe. Unter dem Druck der Verhältnisse muß er eine Fälschung begehen. Als John Brassington unterzeichnet er einen Scheck auf 2000 Pfund.

Damit das Geld in Ruhe abgehoben werden kann, muß aber der arme Mann noch länger in Gefangenschaft bleiben. Nach einigen Tagen kommt er dann doch wieder los und kehrt in einem erbarmungswürdigen Zustand heim. Vorher hat er noch den bösen Mantel an den Mann gebracht.

Um unnötigen Fragen über seinen Aufenthalt aus dem Wege zu gehen, täuscht er vor, das Gedächtnis verloren zu haben. Da man aber doch etwas Genaueres erfahren möchte, fängt Higginson an, Dinge zu erfinden, die er gesehen haben will. Die Presse drängt ihn auf diesem Wege weiter und bald ist sein Ruhm gemacht: Er hat mit den Toten in Verbindung gestanden. Der green overcoat ist inzwischen in verschiedenen Händen gewesen. Jeden Besitzer hatte er in Aufregung und Verlegenheit gebracht. Doch in dem Augenblick, wo Higginson auf der Höhe seines Ruhmes angelangt ist und der Mantel ganz außer Reichweite gekommen zu sein scheint, ist auch die Lösung nicht mehr fern. Ein kluger Rechtsanwalt und Freund von John Brassington hat durch weitläufige Beziehungen den Mantel ausfindig gemacht. Durch einen Zufall ist er auch dem Mißverständnis auf die Spur gekommen, dem Professor Higginson zum Opfer gefallen ist. Dank seiner geschickten Vermittlung gelangt der green overcoat zuletzt wieder in die Hände des rechtmäßigen Besitzers. Damit schließt die Erzählung, der schalkhafte Teufel hat sich ausgetobt und alles ist wieder im normalen Geleise.

Ich habe den Inhalt des ganzen Romans möglichst kurz zu-

sammengefaßt und mich bemüht nur die Hauptsachen zu berichten, um dem Leser einen Begriff des Ganzen zu vermitteln. Eine Aufzählung der Einzelheiten würde auch nur ermüden im Gegensatz zu einer Lektüre des überaus unterhaltenden Originals.

Dafür will ich an dieser Stelle auf die Satire Bellocs näher eingehen, wozu ja im Green Overcoat reichlich Gelegenheit geboten ist. Außerdem haben wir es hier bereits mit einem reifen Werk zu tun, und im Hinblick auf die noch folgenden Romane hat Belloc in dieser Beziehung keine großen Veränderungen mehr durchgemacht.

Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Gestalt Professor Higginsons. Als echter Professor hat er seinen Mantel vergessen oder findet ihn nicht. Daß er sich den Green Overcoat aneignet, ist schon nicht mehr seiner Vergeßlichkeit zuzuschreiben. Der Verführer, der ihn gern ein wenig an der Nase herumführen möchte, wirft sehr geschickt sein Netz aus. Mit anderen Worten, Belloc begnügt sich nicht damit, den Teufel wie einen Deus ex machina wirken zu lassen. Mit innerem Vergnügen schildert er uns die Erlebnisse Higginsons in seiner Gefangenschaft. Der hochgelehrte Mann hatte sein ganzes Dasein nur der abstrakten Wissenschaft gewidmet. Die einfachsten Tätigkeiten des Menschen waren ihm fremd. Seine Weisheit bezog er aus Büchern. Das Leben selbst kannte er nicht. Als er die Entdeckung machte, daß Glas schneidet, fühlte er sich wie Kolumbus. Erst die Not bringt ihn mit dem Leben in engere Fühlung. Er muß messen und bauen, um mit seiner Hände Arbeit sich einen Weg ins Freie zu bahnen. Kindheitserinnerungen werden dabei in ihm wach. Aber die dauernde Beschäftigung mit der Psychologie hat ihm den Glauben genommen, der für jedes Werk von Menschenhänden nötig ist. Deshalb sagt Belloc Seite 72: „It is a pity that too profound a study of Subliminal Consciousness destroys Faith, for if the Professor had but believed in God, this would have been an admirable opportunity for prayer."

Kaum ist der alte Mann dann endlich in Freiheit, da ist der Teufel schon wieder in ihn gefahren. Der eine Streich ist ihm noch nicht genug. Er muß den Professor noch auf seinem eigensten Gebiete zum Narren halten. Als Erklärung für seine Abwesenheit gibt Higginson den „loss of memory" an, einen Fall, mit dem die zünftigen Psychologen vollkommen vertraut sein müssen. Die Ironie liegt nun darin, daß Higginson wohl an Gedächtnisschwund gelitten haben will, daß er aber im Laufe der Zeit sich an immer mehr Einzelheiten erinnert. Dafür gibt es in der Psychologie das Unterbewußtsein, das all diese Eindrücke aufgenommen hat. Zuletzt ist es so weit, daß Higginson der erste ist, der mit dem

Jenseits in direkter Verbindung gestanden war und wieder ins Diesseits zurückkehrte, ein Fall, wie ihn die Wissenschaft noch nicht gekannt hatte. Der Leser selbst weiß den wahren Sachverhalt und sieht, wie der Schwindel allmählich um sich greift, wie die ganze Welt, allen voran die „Wissenschaft" der Psychologie, darauf hereinfällt und er kann sich mit Belloc eines Lachens nicht erwehren über die krampfhaften Bemühungen eines entwurzelten Geschlechts, das mit wissenschaftlichen Methoden an das Ewige heranzukommen versucht.

Das ist es, was Belloc geißelt. Der Satiriker trägt ja oft etwas derbere und kräftigere Farben auf, als die Wirklichkeit zeigt, um möglichst stark zu wirken. So stellt Belloc auch die ganze Psychologie und Psychoanalyse als Schwindel hin, um darzutun, daß unser Wissen nur Stückwerk sein kann und daß ein Erforschen der letzten Zusammenhänge nur auf bodenlose Spekulationen hinauslaufen kann.

In einer Zeit, die die Ehrfurcht verloren hat vor dem Unbekannten, findet eine solche Wissenschaft Anklang. Ein Professor Higginson wird zum berühmten Mann. Solange er sich nicht durch besondere Einfälle ausgezeichnet hatte, war er irgendein Professor in irgendeiner Provinzstadt gewesen, den viele nicht einmal dem Namen nach kannten. Aber sowie er anfing den Leuten richtig vorzulügen, da wurde er sofort aus dem Dunkel gezogen und zum Propheten gestempelt. Erst durch seine Schwindeleien zieht er die Aufmerksamkeit der Mitmenschen auf sich. Wie der verkörperte Hohn auf alle ehrliche wissenschaftliche Forschung, steht er zuletzt vor der Versammlung der Prominenten Englands, um ihnen seine Erfahrungen über ein Leben jenseits des Grabes mitzuteilen.

Doch das wird selbst seinem alten Plaggeist, dem Teufel zuviel. In der Gestalt seines früheren Peinigers, des Studenten Jimmy Mc. Auley erscheint er ihm plötzlich und jagt ihn in die Flucht. Damit hat die aussichtsreiche Laufbahn des Professors ein jähes Ende erreicht, und er verschwindet wieder in der Versenkung. Das ganze ruhmreiche Abenteuer hinterläßt nur einen bitteren Nachgeschmack. In Zukunft hat der Arme Higginson die Ehre alle Bücher über Geistererscheinungen, wenn sie auch noch so toll sind, zu lesen und zu kritisieren.

Zusammenfassend läßt sich von diesem satirischen Porträt wohl sagen, daß es gut getroffen ist. Higginson wirkt nicht abstoßend wie ein gemeiner Mensch. Im Gegenteil, wir haben Mitleid mit ihm. Er handelt ja von Anfang an nicht selbständig, sondern über ihm waltet das Schicksal, nach Belloc der Teufel. Das Schicksal ist aber diesmal nicht grausam, sondern nur launisch. Alle Begebenheiten sind von sehr heiterer Natur. Der Leser hat von Anfang an die

Ueberzeugung, daß alles gut ausgeht. Der Knoten löst sich denn auch ganz leicht, noch dazu versichert uns der Dichter, daß wir es nur mit Phantasiegestalten zu tun haben.

Und doch ist die ganze Handlungsweise des alten Gelehrten durchaus verständlich. Man kann nicht sagen, daß irgendwo ein Riß entsteht, der mit künstlichen Mitteln vertuscht werden müßte. Darin ist eine weitere Ursache zu sehen für unsere Anteilnahme, daß Higginson so menschlich gezeichnet ist. Mit echt menschlicher Schwachheit kann er dem Versucher nicht widerstehen, und gibt ihm im Laufe der Erzählung immer wieder nach. Wenn der Teufel es auf uns abgesehen hätte, so ginge es uns bestimmt genau so. Aber er wollte gerade an dem großen Psychologen ein Exempel statuieren.

Wie schon gesagt, beschränkt sich die Satire im Green Overcoat nicht auf ein bestimmtes Gebiet. Higginson steht wohl im Mittelpunkt mit seiner Erforschung des Jenseits, aber das hindert Belloc nicht, auch gegen andere Personen und Einrichtungen Hiebe auszuteilen. Der Green Overcoat wäre nicht von Belloc, wenn er nicht einen Angriff gegen die Presse enthalten würde. Belloc läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sich mit diesem Institut etwas näher zu beschäftigen. Schon im „Emmanuel Burden" hat er den Nachweis erbracht, daß die Presse nicht unabhängig Bericht erstattet, sondern vollkommen im Dienste von Geldmännern steht, die sie für ihre Zwecke gründlich ausnützen. Im Green Overcoat hat der alte Higginson seine Berühmtheit zum großen Teile der gewandten Berichterstattung in den Zeitungen zu verdanken. Für die Zeitungen von heute ist ein solcher Fall von „loss of memory" das Gegebene, er ist der Stoff für eine Sensationsnachricht, wie man sie schöner nicht ausmalen könnte. Inwieweit das Erlebnis Higginsons auf Tatsachen beruht, das kümmert einen tüchtigen Reporter nicht viel. Ja, bei Belloc ist dieser Pressevertreter sogar ein ausgemachter Atheist und Materialist, der selbst nicht im entferntesten an eine Geisterwelt glaubt, der aber doch nichts Eiligeres zu tun hat als den Fall an seine Redaktion zu berichten. Denn wer den Schwindel zuerst bringt, der macht das größte Geschäft. Darauf kommt es ja an.

Noch spaßhafter mutet uns ein anderer Fall an. Nach den Zeitungen soll John Brassington 10 000 Pfund für das psychologische Forschungsinstitut an der Universität Ormeston gestiftet haben, dafür war er zum Baron geworden. Originell ist nun, daß der edle Spender selbst nichts davon weiß und daß die Universität das Geld nie gesehen hat. Belloc weiß diese Szene sehr witzig darzustellen. Am besten lassen wir ihn hier selbst sprechen, um so den heiteren Ton im Green Overcoat kennen zu lernen. Der An-

walt Brassingtons macht also folgende Mitteilung: „The Government inform me, Brassington, that you've planned a very generous act. They inform me — anyhow, Hogg informed me this morning, or, to be more accurate, I informed Hogg — that, as the most prominent citizen of Ormeston, you have put Ten Thousand Pounds at the disposal of Professor Higginson, whose present fame throughout the world I need not dwell upon — you have put Ten Thousand Pounds, I say, at his disposal for Research work in the magnificent field of Subliminal Intimations of a Future Life, in which he is at this moment our chief pioneer."

„I?" said the bewildered Brassington, catching the table. „I promised Professor Higginson Ten Thousand Pounds for Research Work?"

„Yes, you", said Mr. Kirby firmly; „it'll be in the papers tomorrow, and very right the Government were," he continued, „to recognise generosity of that sort by a Baronetcy! Hogg told me he heard it was only a thousand or two, but I gave him the real figures."

„But I never — „began Mr. Brassington.

„Well, there you are", interrupted Mr. Kirby in a matter-of-fact tone. „They think it, and that's the important thing. You, of course", and here he turned to Professor Higginson, „you will never see that money. It isn't there."

„No", said the Professor humbly.

(The green overcoat, Seite 246).

Da Belloc erkannt hat, daß alle Zeitungen nur Werkzeuge sind, in der Hand der Besitzer, daß es ihnen gar nicht darum zu tun ist, die Leser über den wahren Sachverhalt zu unterrichten, so sucht er in seinen Romanen das moderne Pressewesen möglichst bloßzustellen. Doch das ist ihm noch nicht genug. Schon seit Jahren ist er bestrebt eine „freie Presse" zu begründen, für die die Wahrheit höchstes Gesetz sein soll. In der Allgemeinheit findet er mit seinen Reformen nur wenig Anklang. Man nimmt seine satirischen Anspielungen nicht allzu ernst, obwohl sicher ein wahrer Kern darin steckt.

Ganz ähnlich geht es Belloc mit seinen Angriffen auf die englische Politik. Auch im „Green Overcoat" weist er wieder darauf hin, daß die Führer der Politik in England nicht Engländer sind, sondern Ausländer von ganz dunkler und unbestimmter Herkunft. Für den Laien, wie Professor Higginson einer ist, wird England vom Parlament regiert. Wer in der Politik des Landes mit zu bestimmen hat, muß dort irgend einen Posten einnehmen. Deshalb wird Higginson erst eingeweiht in die Geheimnisse der Diplomatie, als er eine Einladung vom Research Club erhält. In diesem

Klub sind alle vereinigt, die hinter den Kulissen die Fäden der hohen Politik in der Hand haben. Wer einmal in ihren Kreis Aufnahme gefunden hat, braucht um seine Zukunft nicht mehr besorgt zu sein. Man kann sich die Erregung Higginsons vorstellen, als er zum erstenmal vor dieser hohen Versammlung zu sprechen hat.

Im Unterschiede von Emmanuel Burden geht diese Satire auf die politischen Zustände nicht sehr tief. Man weiß nicht recht, soll man Belloc ernst nehmen oder ist der Research Club ein bloßes Phantasiegebilde. Für den Roman selbst entsteht ja damit kein schwerer Konflikt, der Leser ist jedoch aufmerksam geworden auf Mächte und Gewalten, die im öffentlichen politischen Geschehen trotz ihrer großen Bedeutung nicht in den Vordergrund treten.

Wie schon erwähnt gibt die Wanderung des Green Overcoat von einer Hand zur anderen Belloc Gelegenheit, den jeweiligen Inhaber kurz zu charakterisieren. Dabei bekommen die Juden auch ihr Teil ab. Ein typischer Vertreter dieser Rasse, der sich den schönen Namen Montague zugelegt hat, Belloc nennt ihn scherzhaft „a descendant of the Crusaders", betreibt in einer schmutzigen Vorstadt ein richtiges Hehlergeschäft. Mit der englischen Polizei versteht er sich gut, in seinem ganzen Viertel ist er gefürchtet und sogar gehaßt, aber immer wieder suchen ihn die armen Leute auf, da er der einzige ist, der Geld hat, und der einzige, bei dem man vor der Polizei einigermaßen in Sicherheit ist. Jedermann in seiner Umgebung stellt sich ihm zur Verfügung, wenn auch nur widerwillig, die Macht des Mr. Montague „with the ancient crusading name" zwingt ihn dazu. Belloc versäumt nicht eine Parallele zu ziehen zwischen dieser Welt im kleinen, wo der Finanzier Montague Hehler und Stehler ausnützt und jener Welt im großen, in der die Finanzmagnaten herrschen, die Politiker und Diplomaten dagegen nur die Rolle von Schachfiguren spielen. Gesiegt hat zuletzt immer der Spieler, der mit den Figuren richtig zu ziehen versteht, nicht die Figuren selbst.

Es ist interessant Bellocs Stellungnahme zur Judenfrage in seinen Werken zu verfolgen. Fast in jedem der satirischen Romane werden wir Anspielungen darauf finden, manchmal sehr offener manchmal etwas versteckterer Art. Es ist also kein Zufall, wenn Belloc vor einigen Jahren sein Urteil in einem Buch zusammenfaßte, betitelt „Die Juden", wo er in ruhiger und sachlicher Weise auf die große Bedeutung des ganzen Problems hinweist und eine friedliche Lösung vorschlägt.

Die literarische Kritik hat Belloc dieses Buch sehr übel genommen und von einem Umschwenken auf das Gebiet politischer Propaganda gesprochen. Bei näherer Kenntnis Bellocs erscheint die-

ser Vorwurf als ungerechtfertigt. Darin liegt gerade Belloc'sche Eigenart, daß er seine persönliche Stellungnahme zu den verschiedensten Problemen von Anfang an nicht verheimlicht. Wenn er jetzt nach 20 oder 25 jähriger literarischer Tätigkeit zusammenfassende Abhandlungen schreibt, so liegt das durchaus in der Linie seiner Entwicklung.

Die vorangehenden Betrachtungen werden dem Leser einen Begriff gegeben haben von der Art der Satire im „Green Overcoat". Sie ist nicht mehr so bitter und so tragisch wie in „Emmanuel Burden", sondern scherzhafter und leichter, mehr an das Humoristische streifend. Unsere Betrachtung wäre jedoch unvollständig, wenn wir nicht auch der Illustrationen gedenken wollten, die G. K. Chesterton geschaffen hat, der intimste Freund und Gesinnungsgenosse Bellocs. Sie tragen in ihrer ganzen Auffassung sehr viel dazu bei, die Satire Bellocs zu beleben. Sie lassen die einzelnen Gestalten noch plastischer hervortreten und wer einmal die Karikatur des großen Gelehrten Higginson in „Cap and Gown" vor der hohen Versammlung des Research Clubs gesehen hat, und seine wenig ruhmreiche Vergangenheit kennt, der hat einen deutlichen und dauernden Eindruck von diesem Werk gewonnen.

In dem engen Zusammenarbeiten mit Chesterton liegt vielleicht auch der Schlüssel dafür, daß Belloc sich der leichteren Muse des Humors zugewandt hat. Diese seine humoristisch gefärbte Satire und Chestertons Karikaturen bilden zusammen den Chester-Belloc-Typus in der Literatur, der Standpunkt, der darin vertreten wird, ist das, was Shaw mit spöttischer Miene „Chester-Belloc View" nennt.

Wir wollen in diesem Zusammenhang nur noch ein Werk Bellocs erwähnen, das erst vor einigen Jahren entstanden ist, um daran zu zeigen, daß Belloc auch heute noch auf seinem alten Standpunkt steht und daß er in literarischer Hinsicht keine nennenswerten Veränderungen durchgemacht hat.

Mr. Petre.

Den Gegenstand unserer Betrachtung bildet der Roman „Mr. Petre" aus dem Jahre 1925. Für die deutsche Uebersetzung hat man einen wesentlich aufschlußreicheren, allerdings auch romanhafteren Titel gewählt: „Millionär wider Willen".

Der Leser wird sich an das grundlegende Kapitel in der Einleitung erinneren, wo ich darauf hinwies, daß Belloc in der Reformationszeit die letzte Ursache für die moderne Krisis sieht. Die Reformation hat auch auf unser Wirtschaftsleben entscheidenden Einfluß ausgeübt. Indirekt hat sie zum Kapitalismus in seiner heutigen Gestalt geführt. Der Kampf gegen dieses System

der Ausbeutung gehört mit zu Bellocs Programmpunkten. Während er in „Emmanuel Burden" die schlimmsten Folgen der modernen Politik aufzeigt und im „Green Overcoat" die Wissenschaft des Uebermenschen kritisiert hat, wendet er sich in „Mr. Petre" gegen die moderne Entwicklung unseres Wirtschaftssystems, insbesondere gegen die fortschreitende Kapitalisierung und Vertrustung aller Wirtschaftszweige. Auch hier also können wir die strikte Ablehnung alles Modernen konstatieren, ein Zug, den wir als typisch für Bellocs Weltanschauung erkannt haben.

Und zwar schildert er uns nicht die heutigen Zustände, sondern entwirft ein Zukunftsbild. Seine Erzählung spielt im Jahre 1953. Die Entwicklung, daß das gesamte Kapital sich konzentriert in den Händen Einzelner, wird bis dorthin ganz krasse Ausmaße angenommen haben. Dem Autor ist dadurch, daß er seinen Roman in die Zukunft verlegt, von vorneherein die Möglichkeit gegeben, in möglichst derben Farben zu schildern und so eine nachhaltigere Wirkung auf seinen Leser auszuüben.

Nun ist es Belloc nicht darum zu tun, ein Zeitgemälde von 1953 zu entwerfen, er will nur die Auswirkungen der Entwicklung auf einen einzelnen Menschen darstellen, auf einen Durchschnittsmenschen, der mit dieser Entwicklung groß geworden ist, allerdings ohne sie selbst recht zu kennen. Deshalb steht im Mittelpunkt des Geschehens Mr. Petre Blagden.

Während Professor Higginson in „Green Overcoat" den Verlust seines Gedächtnisses nur vortäuscht, haben wir es in „Mr. Petre" mit einem wirklichen Fall von „loss of memory" zu tun. Herr Petre Blagden kommt von einer Geschäftsreise aus den Vereinigten Staaten zurück nach London. Kurz vor der Ankunft entschwindet ihm plötzlich jede Erinnerung an sein früheres Dasein, nur sein Vorname Petre ist ihm nicht entfallen. Als Mr. Petre steigt er in einem Hotel ab und man hält ihn dort für den berüchtigten John K. Petre, einen amerikanischen Multimillionär. Unter diesem Namen macht er die kühnsten Geschäfte, spekuliert in Aktien, kauft mitten in London riesige Terrainflächen auf und beteiligt sich an einem der größten Trusts in England. Schließlich erkennt ihn ein Freund auf der Straße und führt ihn seinem früheren Leben wieder zu. Im letzten Kapitel tritt der richtige John K. Petre auf, ein amerikanischer „business-man" vom Scheitel bis zur Sohle. Als er zufällig in der Zeitung von einem Doppelgänger liest, ist er sofort entschlossen, ihm den Prozeß zu machen. Aber er verliert ihn in drei Instanzen, was in ihm eine furchtbare Wut auf die englische Rechtsprechung hervorruft. Mr. Petre Blagden kann die 3 Millionen, die er als John K. Petre zusammenspekuliert hat, ruhig behalten. Da er aber nicht weiß, wie

er das Geld nutzbringend anlegen soll, so denkt er heute noch darüber nach.

Komisch wirkt die ganze Geschichte dadurch, daß Mr. Petre selbst nur seinen Namen kennt. Alle Leute, mit denen er zusammentrifft, glauben genau zu wissen, mit wem sie es zu tun haben. Nur er selbst kennt sich nicht aus. Deshalb nimmt er sich andauernd in Acht, daß ihm ja keine Aeußerung entschlüpft, die ihn verraten könnte. Auf alle mögliche Art und Weise sucht er Licht in seine Vergangenheit zu bringen, aber es gelingt ihm nicht. Erst mit Hilfe seines alten Freundes findet er wieder in sein früheres Leben zurück.

Die Satire richtet sich, wie gesagt, in der Hauptsache gegen den Kapitalismus. Mr. Petre, der nichts hat und der auch keinen Streich tut, bringt es durch glückliche Spekulationen zum Millionär. Das Unsinnige an der ganzen Sache gipfelt in dem Gedanken, daß man etwas verkaufen kann, ohne es vorher gekauft zu haben: „Incredible as it may seem to you, my chance reader, and to all those million sisters of yours who with so much difficulty earn real money which they pay in real form, across real counters, for food and permission to live, incredible as it may seem to professors of political economy, there is such an operation as selling without buying, and that blessed paradox was put in operation by Mr. Petre's Guardian Demon with the greatest ease." (Mr. Petre, S. 136.).

Ein Kampf gegen den Kapitalismus ist natürlich nicht zu trennen von einem Kampf gegen die Presse, ohne die ja die Börsenmanöver der großen Bankiers und Industriebarone überhaupt nicht zu denken wären. Je mehr Romane man von Belloc liest, desto skeptischer wird man beim Zeitungslesen, insofern ist ja der Zweck seiner Bücher erreicht. Man sieht erst, wie viel Möglichkeiten eine täglich erscheinende Zeitung für einen gerissenen Schieber bietet, man sieht erst, wie die Gutgläubigkeit der Masse in ganz gemeiner Weise ausgenützt wird und man sieht erst, wie viel Gutes eine Presse wirken könnte, wenn sie von edleren Gesichtspunkten geleitet würde, als von der bloßen Gier nach Geld und Macht.

Aus diesem Grunde sind die Angriffe Bellocs durchaus nicht zu unterschätzen. Es sind wohl Tagesprobleme, die einer künftigen Kritik vielleicht als unwesentlich erscheinen mögen, für uns sind es jedenfalls sehr wichtige Tagesprobleme. Es kann für die Zukunft von ausschlaggebender Bedeutung sein, ob es gelingt eine freie Presse zu schaffen, d. h. eine Presse, die das Wohl der Allgemeinheit und die Wahrheit als höchstes Ziel vor Augen hat oder ob

die Zeitung weiterhin ein Instrument in der Hand einzelner Machthaber bleiben wird, die nur an ihren Geldbeutel denken.

Ferner sind noch satirische Anspielungen auf die Bestechlichkeit der Regierungsstellen in „Mr. Petre" zu finden, Belloc macht sich auch über einige Emporkömmlinge lustig, die mit ihrem zusammengerafften Gelde sich Adelstitel erkauft haben und nun mit zur guten englischen Gesellschaft zählen.

All die bisher genannten Schäden sind aber doch nur äußerer Art. Wirklich schlimme Auswirkungen zeitigt der Kapitalismus erst auf das Innere des Menschen, auf seine Seele. Um das nachzuweisen, malt uns Belloc den Gemütszustand des Helden ziemlich deutlich aus.

Am Anfang nimmt Belloc wieder den schalkhaften Dämon zu Hilfe, den wir schon aus dem „Green Overcoat" kennen. Für Mr. Petre selbst ist der Verlust seines Gedächtnisses ein Rätsel. Dem Leser gegenüber rechtfertigt sich Belloc folgendermaßen: „It was holiday in Heaven and a Daemon, genial, ironic, had been given Mr. Petre for a toy to play with a little while."

Fast könnte man an die Eingangsszene im Faust erinnern, wo der Herr der Herrscharen dem Teufel die Seele seines Knechtes Faust verpfändet. Allerdings wird dort an die letzten Fragen des menschlichen Wesens gerührt, während sich der Belloc'sche Teufel damit begnügt eine moderne Zeiterscheinung ad absurdum zu führen.

Unser Mr. Petre hat nun wohl jede Erinnerung an äußere Zusammenhänge verloren, aber im Innern, in seinem Charakter ist er der alte Gentlemen geblieben. Die Spekulationsgeschäfte, die im Laufe der Handlung an ihn herantreten, macht er zwar mit, aber in tiefster Seele empfindet er von Anfang an einen heftigen Abscheu. Immer treibt es ihn wieder in die Einsamkeit, weit weg von der Großstadt, um dort einigermaßen seine Fassung wieder zu gewinnen. Im Laufe der Zeit aber wird dieser Widerwille in seinem Unterbewußtsein so stark, daß er sich in kein neues Unternehmen mehr einlassen will, ja sein so rasch erworbenes Vermögen lastet auf ihm wie ein Albdruck.

Belloc findet gar nicht genug Ausdrücke, um diesen Zustand gebührend zu kennzeichnen: „He was wrecked, and spiritually ruined; imprisoned, starved, exiled, damned. — His soul was in hell." (Mr. Petre, S. 202.).

Der einzige Wunsch, der ihn noch beseelt, ist loszukommen von dieser Welt des Mammons, loszukommen um jeden Preis. Eine Zeitlang hatte man sein sonderbares Gebaren seinem Genie zugeschrieben, doch zuletzt wurde klar, daß er seelisch schwer zu leiden hatte. Erst als er sich ganz losgesagt hatte, da kehrte sein innerer Friede wieder zurück.

Was Belloc mit dieser Schilderung des Seelenlebens bei Mr. Petre sagen will, ist ganz klar. Für einen Menschen, der überhaupt noch rechtliche Begriffe besitzt, ist die Welt, in der der Mammon herrscht, gleichbedeutend mit der Hölle. Diejenigen, die sich darin wohl fühlen, haben ihre Seele dem Teufel verschrieben. So kommen wir, wenn wir dem tieferen Gehalt der Satire in „Mr. Petre" nachgehen, auf echt Belloc'sche Gedankengänge.

Die ernste Wirkung wird nur dadurch abgeschwächt, daß Mr. Petre wieder in sein früheres Leben zurückfindet, daß das Ganze nur als Experiment dargestellt wird. Es würde auch jeder Konsequenz widersprechen, wenn dieser Roman einen tragischen Ausgang nehmen würde. Denn der Held ist ja selbst völlig schuldlos. Belloc wollte nur ein abschreckendes Beispiel zeigen. So bekommt auch die Widmung „To all poor Gentlemen" einen tieferen Sinn. „All poor Gentlemen" sollen sich trösten, wenn sie noch nicht Multimillionäre geworden sind unter Preisgabe ihres Ichs, unter Preisgabe ihrer Seele.

Allerdings ist das nur ein schwacher Trost im Verhältnis zu Mr. Petre Bladgen selbst, der aus seinem Abenteuer schließlich doch gerettet wurde mitsamt dem Vermögen, daß er sich als John K. Petre wider Willen ergaunert hatte. Nach unseren Begriffen müßte er diesen unseligen Mammon wieder verloren haben. Belloc läßt ihn, nachdem er einmal im Besitze seiner Millionen ist, über die beste Verwendung des Geldes nachsinnen. Damit schließt der Roman. Hoffen wir, daß Herr Petre Bladgen inzwischen sich eine recht edle und hochherzige Verwendung ausgedacht hat. Das wäre auch eine Lösung.

„Mr. Petre" wird ebenfalls durch die Karikaturen eines Chesterton noch anschaulicher gestaltet. Man sieht an diesem Beispiel, der Chester-Belloc-Typus ist im großen und ganzen derselbe geblieben wie vor dem Kriege. Es wäre vielleicht ganz unterhaltend, auch die anderen satirischen Romane Bellocs zu analysieren, aber zur Bereicherung dieser Arbeit könnte es doch nicht beitragen, da in ihnen nichts Neues enthalten ist.

The Girondin.

In unserer Einleitung haben wir gesehen, wie stark Hilaire Belloc in der Geschichte verwurzelt ist. Ja, wir konnten sogar so weit gehen zu behaupten, daß seine Stellungnahme zu Gegenwartsproblemen ohne diese geschichtliche Grundlage nicht zu verstehen wäre. Ueber ein genaues Studium der Geschichte gelangt Belloc zu einer Beurteilung unserer Zeit, die allerdings meistens zur Verurteilung wird. Das haben uns seine satirischen Romane gezeigt.

Am Schlusse dieses Abschnittes über Bellocs Romane ist aber

noch ein Werk zu erwähnen, das aus der Reihe des bisher Behandelten herausfällt. Belloc hat auch einmal versucht eine geschichtliche Begebenheit zu gestalten, er hat einen historischen Roman geschrieben, betitelt „The Girondin" aus dem Jahre 1910. Während die Werke, die wir bisher besprochen haben, indirekt auf seine geschichtliche Weltbetrachtung zurückzuführen sind, ist der Girondin ein direktes Ergebnis seines Geschichtsstudiums.

Um die Quellen für diesen Roman zu finden, brauchen wir nicht weit zu gehen. Belloc hat sich eben ein ganz persönliches Weltbild zurechtgezimmert, sodaß wir neben seinen eigenen Grundgedanken nur wenig fremdes Gut in seinen Werken finden können. Wenn wir die Reihe seiner historischen Schriften überblicken, so fällt uns sofort die große Anzahl von Abhandlungen über die französische Revolution ins Auge. Neben einer Gesamtbetrachtung steht eine ganze Reihe von Studien über die französischen Revolutionäre. Die Beschäftigung mit diesem bedeutenden Ereignis gehört von Anfang an zu Bellocs Lieblingsthemen. So ist es erklärlich, daß er hier auch einmal versucht hat, seine geschichtlichen Erkenntnisse dichterisch zu gestalten.

Wie überall, so sind auch hier wieder seine Ansichten ganz persönlich und deshalb überraschend. Aber das ist es ja gerade, was uns immer wieder zu Belloc hinzieht, und daher kommt es auch, daß uns eine Lektüre seiner Werke nie langweilig werden kann. Ein Kapitel in seiner Abhandlung über die französiche Revolution ist überschrieben: „The Military Aspect". Darin unterzieht er die militärische Seite der großen Revolution einer genauen Betrachtung und kommt dabei zu folgendem Schluß: „The Revolution would never have achieved its object; on the contrary, it would have led to no less than a violent reaction against those principles which were maturing before it broke out, and which it carried to triumph, had not the armies of revolutionary France proved successfull in the field." (The French Revolution, S. 142.).

Ohne den Erfolg der Waffen hätte die französische Revolution niemals die Bedeutung und den Einfluß erlangt, den man ihr in der Geschichte zuschreibt. Deshalb geht Belloc mit Recht näher auf diesen Punkt ein. Da er selbst Soldat gewesen ist, so wird hier die Theorie noch durch die Praxis gestützt.

In unserer Geschichtsschreibung ist man geneigt den Sieg der Revolution auf das Konto der Revolutionsidee zu setzen, die in ihren Anfängern Begeisterung und Opfermut erweckte. Man erklärt dann gern den Ausgang eines solchen Ereignisses für unabwendbar. Das alte Regime war faul und korrupt, die neuen Ideen mußten siegen. Besonders Michelet hat in seiner „Histoire de la Révolution francaise" jene Hingabe an die Nation betont, der

kein Opfer zu groß war. Allein kraft ihres Glaubens mußten die Revolutionäre den Sieg davontragen über jene ideen- und gehaltlose Welt des Absolutismus.

Die Wirklichkeit sieht anders aus, belehrt uns Belloc. Die revolutionären Ideen waren in der Masse des Volkes um 1790 herum noch lange nicht so lebendig, daß sie sich wie ein Mann erhoben hätte zum Kampf gegen alle Reaktion. Wer genau zusieht, wird erkennen, daß das Schicksal der jungen Republik an einem ganz dünnen Faden hing. Er wird auch erkennen, daß das Glück seine Hand dabei im Spiele hatte und daß ohne diesen mächtigen Faktor manches anders gegangen wäre. Das sind die Grundlagen für unsern Roman „The Girodin".

Was wir am historischen Roman schätzen, ist nicht so sehr die historische Treue bis in alle Einzelheiten. Das zu erforschen und darzustellen, bleibt dem Historiker vorbehalten. Der Dichter soll uns von irgend einer vergangenen Epoche ein anschauliches Bild entwerfen, er soll vor allem den Gestalten seines Romans Leben einhauchen, sodaß wir mit ihnen fühlen können. Er soll eine ganze Epoche vor unserem geistigen Auge entstehen lassen, in der wir selbst zu leben vermeinen, solange wir lesen. Um das zu erreichen, genügt es nicht eine Reihe von Daten und Namen aufzuzählen, sondern dazu gehört die Phantasie, die Gabe sich in vergangene Zeiten hineinversetzen zu können und aus dem inneren Erleben heraus zu gestalten. Wir haben am Anfang unserer Betrachtungen gesehen, daß Belloc nicht viel auf die berühmte Objektivität des Historikers gibt. Er versucht sich in alles Geschehen hineinzuversetzen und mit dem eigenen Herzen nachzuempfinden, was man vor Jahrhunderten gefühlt und gedacht hat. Dabei entstehen dann nicht bloß kalte Figuren, sondern lebendige Menschen, wie wir selbst.

Man wird vielleicht sagen, daß das keine Geschichtswissenschaft mehr ist, daß das Gefühl bei der Erforschung von Tatsachen nicht am Platze ist, aber man wird zugeben, daß der Eindruck, den eine solche Schilderung auf uns macht, viel lebendiger und deshalb nachhaltiger ist. Mußte doch sogar Ranke einmal zugeben, daß der „Quentin Durward" von W. Scott die darin besprochene Epoche viel besser wiedergebe, als irgend ein Geschichtswerk.

Noch ausgeprägter ist die persönliche Einstellung Bellocs zur Geschichte natürlich in unserem Roman, wo ja seiner Phantasie ein viel weiterer Spielraum gelassen wird, Aber, wie gesagt, zwischen seinen rein historischen Abhandlungen und diesem einen historischen Roman besteht kein Wesensunterschied in der Auffassung, sondern nur ein Unterschied dem Grade nach.

Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die Abenteuer eines

jungen Mannes aus Bordeaux namens George Boutroux. Mit dessen Augen soll der Leser die Vorgänge des Jahres 1792 sehen und seine Erlebnisse bei der Flucht aus Bordeaux und dem Marsch bis Valmy soll er nachempfinden und sich so einen Begriff machen von der französischen Revolution in diesem entscheidenden Jahr.

George Boutroux stammt aus einer reichen, angesehenen Familie, ist aber von revolutionären Ideen erfüllt und Mitglied im Jakobinerklub von Bordeaux. Sein Onkel gilt den Jakobinern als verdächtig. Das Revolutionskomitee stellt vor seinem Hause Wachen auf, um ihn besser beobachten zu können. George empfindet das als Herausforderung, fängt mit einem Wächter Händel an und sticht ihn dabei nieder. Erst als er seinen Gegner am Boden liegen sieht, wird ihm klar, daß er einen Mord begangen hat. Auf abenteuerliche Weise entflieht er aus der Stadt gen Norden. Unter verschiedenen Verkleidungen gelingt es ihm sich eine Zeitlang den Verfolgern zu entziehen. Als Köhler findet er einige Tage in einem dicken Wald Unterschlupf, wo er ein Mädchen kennen und lieben lernt.

Ein Idylle entspinnt sich, die umso stärker wirkt, als das Liebespaar rings von Gefahren umgeben ist. Schließlich bietet sich für den Verfolgten kein anderer Ausweg mehr, als anstelle eines anderen in die Revolutionsarmee einzutreten. Als einfacher Reiter, später als Sergeant, macht George den langen Marsch seines Regiments bis Valmy mit. Dabei hat Belloc Gelegenheit uns ein Bild von dieser Armee zu geben, die die neuen Ideen gegen die reaktionären Eindringlinge verteidigen sollte.

George Boudroux lebt sich rasch in das Soldatenleben ein. Immer, wenn er wieder in eine größere Stadt kommt, erfährt er neues über den Stand der Revolution in Paris, über das Vordringen der Invasionsarmee usw. Allerdings sind das zum großen Teil unsichere Gerüchte. Auch nach ihm selbst forscht man noch eifrig, sowohl vonseiten der Jakobiner als auch vonseiten der Königstreuen. Denn beide sehen in ihm einen Verräter. Aber George fühlt sich in seiner Rolle als Soldat und unter einem falschen Namen durchaus sicher und läßt seine Feinde ihr Unrecht gründlich büßen.

Schließlich zieht sich die französische Streitmacht bei Valmy zusammen, um den Herzog von Braunschweig aufzuhalten. Es folgt die berühmte Kanonade von Valmy und am Abend des 21. September 1792 hatte die Republik ihren ersten Sieg erfochten. Auch das Schicksal unseres Helden neigt sich damit seinem Ende zu. Er übersteht glücklich die Kanonade, aber beim Abzug vom Schlachtfeld fällt er mitsamt seinem Pferde Pascal einem Unglücksfall zum Opfer und findet in einem öden Lazarettzimmer ein unrühmliches Ende.

Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird der Leser die Besonderheiten unseres Romans erkennen. Wir hören darin nichts vom Sturm auf die Bastille, nichts von den verschiedenen Regierungen in Paris, nicht ein einziger der großen Revolutionäre tritt auf, abgesehen von Kellermann, der ein paarmal genannt wird. All die großen Daten und all die bedeutenden Männer hat Belloc beiseite gelassen. Bei ihm erleben wir die französische Revolution zusammen mit dem Volk, mit den Franzosen jener Tage, und zwar nicht mit dem Pöbel von Paris, sondern in der Provinz, weit weg von der Hauptstadt. Man spricht immer davon, daß von der französischen Revolution her unsere modernen Staatswesen maßgebend beeinflußt werden, daß die Demokratie damals geboren wurde. Da ist es von Interesse einmal nachzuforschen, wie die neuen Ideen vom Volke aufgenommen und ausgelegt wurden. Was ein Danton oder ein Robbespierre wollten, das wissen wir, aber wie das Volk, das doch diese Männer hervorgebracht hatte, sich in die Republik einlebte, darüber geben uns die Geschichtswerke vielfach keinen Aufschluß. Und wir können ruhig sagen, daß das der Kernpunkt des „Girondin" ist.

Mit der ihm eigenen Lebendigkeit und mit tiefem Wirklichkeitssinn schildert uns Belloc die verschiedenen Strömungen im Volk. Die idealen Forderungen von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit spukten in den Köpfen der einfachen Leute. In den politischen Klubs im ganzen Lande wird viel davon geredet, in der Tat beschränkte man sich auf die Verfolgung Andersdenkender. Die Initiative für alles Handeln geht von Paris aus. Deshalb liegt über dem Ganzen eine große Ungewißheit. Man weiß nie, was der nächste Tag bringt. Ueberall im Lande gärte es, aber man sah noch kein bestimmtes Ziel vor Augen.

Nur eines war gewiß, das übrige Europa rüstete zum Angriff, um das alte Regime noch einmal auf den Thron zu setzen. Ein Heer mußte geschaffen werden, um den Eindringlingen entgegenzuziehen. Die Begeisterung war noch nicht so groß, daß sich die Massen freiwillig zum Heeresdienst meldeten. Wer sich freiwillig meldete, hatte nichts mehr zu verlieren oder suchte nur eine Unterkunft und den notwendigen Lebensunterhalt. Viele wurden wie George Boudroux zum Dienste gepreßt. Die königlichen Offiziere waren zum großen Teile desertiert, man mußte ganz junge Soldaten befördern, um überhaupt Führer zu bekommen. Die Ausbildung der Rekruten konnte nur als Nebensache behandelt werden, da alle verfügbaren Kräfte so schnell als möglich an die Grenze geworfen werden mußten. Die Ausrüstung war nur sehr mangelhaft. Dazu lastete über der ganzen Armee dieselbe Ungewißheit, die die Zivilbevölkerung beherrschte. Dauernder Regen drückte die Stimmung

noch tiefer herab. So stand am 21. September 1792 eine ungeordnete, ermüdete und ausgehungerte Masse dem bestausgebildeten Heere Europas gegenüber.

Der Ausgang konnte für keinen Menschen zweifelhaft sein. Das Schicksal der Revolution und damit das Schicksal Europas hing an einem Faden. Schließlich siegte die junge Republik. Aber es war ein eigenartiger Sieg. Ueber ein von Nebel und Wolkenfetzen bedecktes Tal beschoß man sich einen Tag lang unter großem Lärm. Zu einer Schlacht kam es gar nicht. Alle Regimenter brachten den Tag im Warten zu. Sie warteten auf Dinge, die nicht kamen. Als am Abend ein Sieg verkündet wurde, wußte keiner recht wie ihm geschah. Und doch war dieser Sieg von entscheidender Bedeutung.

So haben wir uns nach Belloc das dritte Jahr der Republik vorzustellen, so hat das Volk dieses Jahr des Wartens erlebt, an dessen Ende die Kanonade von Valmy steht, das Grollen des Donners, das auf baldige Entscheidung schließen ließ.

Dieses Zeitgemälde bildet den Kern des „Girondin", die Erlebnisse und Abenteuer des George Boutroux sind der Rahmen, in dem wir das Bild des Jahres 1792 sehen. Fast alle seine Erlebnisse stehen in engstem Zusammenhang mit dem, was damals die Allgemeinheit bewegte, man könnte höchstens das Liebesidyll im Walde als persönliches Erlebnis herausschälen. Aber gerade diese friedliche Szene läßt uns das drohende Ungewitter umso deutlicher empfinden.

Vom Standpunkt des Romankritikers ließe sich vielleicht manches am „Girondin" aussetzen. Man vermißt besonders im Anfang die nötige Klarheit, der Mord des George Boutroux ist nicht recht motiviert, bei seiner Flucht steigen uns manchmal Bedenken über die Wahrscheinlichkeit auf usw. Aber das sind Formfehler, die man übersehen kann. Das, worauf es Belloc ankam, ein entscheidendes Jahr der Revolution dem Leser vor Augen zu führen, ist ihm vollauf gelungen.

Damit können wir die Behandlung der Romane Hilaire Belloc's abschließen. Wir dürfen sie, wie eingangs betont, nicht abgesondert von seinem übrigen Schaffen betrachten. Das würde ein schiefes und einseitiges Bild ergeben. Nicht nur den historischen Roman des „Girondin", sondern auch allen satirischen Romanen muß die Belloc'sche Geschichtsauffassung zugrundegelegt werden. Und diese Geschichtsauffassung ist weitgehend bestimmt durch Bellocs katholischen Glauben. Die enge Verbindung von Historiker und Katholiken läßt Belloc im Mittelalter die Hochblüte der lateinischen Kultur sehen. Seit dieser Zeit konstatiert er nur den Verfall. In unserem Jahrhundert ist ein Wendepunkt erreicht. Ob

zum Guten oder zum Bösen, das entscheidet die Zukunft. Im Glauben an seine gute Sache bekämpft Belloc alles Moderne, denn das alles ist für ihn Verfall. Aus dieser Stellungnahme heraus müssen wir seine satirischen Romane verstehen und werten.

In ihnen erkennen wir die negative Seite seiner Weltanschauung. Das Positive an ihr ist die Hinwendung zur Vergangenheit, zur Tradition. Damit ist nicht jene Vergangenheit gemeint, die in der Romantik so häufig besungen wurde, jenes Mittelalter mit seinen edlen Rittern und minniglichen Frauen, seinen Geistererscheinungen und seinen vom Mond beschienenen Ritterburgen. Einer solchen schwärmerischen Liebe zur Vergangenheit wäre Belloc nicht fähig. Sein Traditionalismus ist eine aus innerer Ueberzeugung hervorgegangene Hochschätzung der realen Errungenschaften der lateinischen Kultur, d. h. der Kultur, die uns von Rom her mit dem Christentum überkommen ist. Und diese positive Seite in Bellocs Weltanschauung bildet den Grundton in seinen Essays.

III. Belloc's Essays.

Ich sage, der Traditionalismus Bellocs bildet den Grundton seiner Essays. Er ist nicht jedesmal das Thema, aber in fast allen Fällen sind seine Anschauungen aus ihm herzuleiten. Wir haben ja im Essay eine Literaturgattung vor uns, die den persönlichen Erlebnissen und Empfindungen den weitesten Spielraum läßt. Das, was man in England so wenig schätzt, die strenge Logik, ist hier ganz ausgeschaltet. Wer einen Essay schreibt, geht nicht darauf aus, etwas zu beweisen, er will den Leser nicht überzeugen, er will vielmehr seinen eigenen Gedanken einmal freien Lauf lassen. Der wirkliche Essayist hat kein bestimmtes Thema vor Augen, er wird nur durch irgendein Erlebnis, durch irgendeine Stimmung angeregt, eine ganz persönliche Anschauung zu Papier zu bringen. Aus diesem Grunde sind Bellocs Essays für uns so aufschlußreich, denn in ihnen erkennen wir seine persönlichen Anschauungen am deutlichsten.

Hier haben wir nicht mehr den Propagandisten, nicht mehr den Historiker und nicht mehr den Satiriker Belloc vor uns, sondern den Menschen. Wir haben wohl gesehen, daß alle Schriften Bellocs stark von seiner Persönlichkeit bestimmt sind, daß in ihnen die Originalität den wesentlichen Bestandteil bildet. Aber es ist doch so, daß die historischen Studien, die Reformschriften und auch die Romane erst etwas Sekundäres darstellen. In ihnen sind die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen schon in ein System gebracht. Alles ist im Hinblick auf ein bestimmtes Ziel in dieses System eingeordnet. Der nüchterne Verstand hat hier bereits seines Amtes gewaltet.

Viel unmittelbarer spricht sich Bellocs Wesen in seinen Essays aus, in ihnen sehen wir sozusagen das Manuskript zu seinem System. Wir finden die verschiedensten Eindrücke aus dem unmittelbaren Erleben heraus aufgezeichnet und so festgehalten. Kurz gesagt, wir fühlen hier Bellocs Herz selbst schlagen.

Hills and the Sea.

Die Anregungen für seine Essays erhielt Belloc zum größten Teil auf Wanderungen in seinem Heimatland und auch auf Reisen im Ausland. Fast immer liegt eine Bootsfahrt oder eine Fußwanderung oder ähnliches zugrunde. Wir können wiederum nicht auf jedes einzelne Werk eingehen, das würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, sondern wir wollen nur zwei Bücher zur Betrachtung heranziehen, die aus dem Beginn von Bellocs literarischer Laufbahn stammen. Das erste ist ein Band kleiner Essays, die erst nachträglich in Buchform erschienen sind unter dem Titel „Hills and the Sea" in dem Jahre 1906. Darin finden sich Reiseeindrücke aus

Frankreich, aus den Pyrenäen, aus Afrika und aus England, besonders von der Heimat des Verfassers, von Sussex.

Zunächst wollen wir uns erzählen lassen, wie Belloc über das Reisen überhaupt denkt. Für ihn ist Reise ungefähr gleichbedeutend mit einer Pilgerfahrt. Eine Pilgerfahrt soll uns das bringen, was uns das rauhe Leben gewöhnlich versagt, nämlich das Erreichen unseres Zieles. Das Streben nach einer gewissen Vollendung, die Sehnsucht nach einem endgültigen Glück ist dem Menschen angeboren. Aber in der Wirklichkeit bleibt es beim Streben, das Ziel wird nie erreicht auf Erden. So ist alles Reisen und Wandern im Sinne Bellocs ein Symbol. Wir setzen uns selbst ein Ziel, das mit unseren schwachen menschlichen Kräften zu erreichen ist. Wir nehmen das Leben für eine kurze Spanne Zeit selbst in die Hand. Das erweckt in uns ein Hochgefühl, und gibt uns Trost und Stärke für die wirkliche Lebensreise dem Jenseits entgegen.

Falsch wäre es nun aber daraus den Schluß zu ziehen, als ob Belloc weltabgewandt und weltfremd seine Pilgerfahrt durchs Leben nehmen würde. Im Gegenteil, diese kurze Spanne Zeit auf Erden ist uns dazu gegeben, um mit offenen Augen, mit wachen und empfänglichen Sinnen, das ganze reiche Leben in uns aufzunehmen als ein Geschenk Gottes.

Auch hierzu kann uns eine richtige Wanderung vorbildlich sein. Sie führt uns hinweg von allem Bücherkram, hinweg von allem Gemachten und Erdachten an die frische Luft der Wirklichkeit. Die Pilgerfahrt zeigt uns die Natur in all ihrer Ursprünglichkeit und Reinheit und sie bringt uns vor allem mit anderen Menschen in unmittelbare Berührung. Und wer mit offenen Augen wandert, dem wird das Göttliche in der Natur von selbst aufgehen. Das ist die praktische Seite, die Belloc immer wieder betont. Er will uns wieder sehen machen und zwar sehen mit den Augen des Kindes: „If a thing in his way seem to him frankly ugly he will easily treat it as a neutral, forget it and pass it by. If, on the contrary, he find a beautiful thing, whether done by God or by man, he will remember and love it. This is what children do, and to get the heart of a child is the end surely of any act of religion." (Hills and the Sea, S. 192.).

In seltener Weise gelingt es Belloc eine Harmonie herzustellen zwischen dem einfachen erdgebundenen Leben und dem Ewigkeitsstreben, das in jeder Menschenbrust wohnt. Das eine ist ihm Symbol für das andere und doch bejaht er dieses Symbol aus ganzem Herzen. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir diese Harmonie aus seinem katholischen Glauben herleiten. In jedem Glauben steckt ja zutiefst etwas Kindliches, das Vertrauen des Kindes, das alles, was es umgibt, mit wachen Sinnen aufnimmt in der Ueberzeugung,

daß ein Mächtigerer durch seine Weisheit und Güte alles zum Besten wenden wird.

Im Zeitalter der Ratio fällt es uns schwer, diesem kindlich vertrauenden Standpunkt der Welt gegenüber einzunehmen. Aber Belloc ist uns ein lebendes Vorbild. Er weist uns einen Weg. Da das Vorleben bedeutend mehr Eindruck hinterläßt als das bloße Predigen und Ratschlägeerteilen, ist diese Tatsache besonders bemerkenswert.

Am liebsten macht Belloc seine Wanderungen zu Fuß. Dabei kommt er in Gegenden, die noch vollkomen unberührt sind von der Zivilisation der Großstädte, er trifft Menschen, die noch natürlich und echt empfinden, Menschen, die noch nicht entwurzelt sind, denen die Tradition noch nicht zum leeren Schlagwort geworden ist. Auf einer Wanderung über die Cevennen empfindet Belloc die hohe Majestät der Berge. Der stolze Mensch, die Krone der Schöpfung, schrumpft beim Anblick dieser Riesen auf seine Wirklichkeit zusammen. Städte und Dörfer erscheinen wie winzige Flecken in der Landschaft. Die Errungenschaften und Leistungen der Menschheit werden auf ihre wirklichen Ausmaße beschränkt im Verhältnis zu einem solchen Stück Ewigkeit, das hier aus der Zeitlichkeit herausragt. Diese ewigen Höhen sind für die Seele des Menschen bestimmt, dort soll sie einst frei von aller Erdenschwere im reinen Lichte baden.

Ganz allein erklimmt Belloc mitten in der Nacht die Paßhöhe. Seine einzige Begleiterin ist die Straße, die die wilden Berge bezwungen zu haben scheint und sicher über die Paßhöhe hinüberführt. Aber Bellocs innerer Friede ist gestört durch die lange ermüdende Wanderung in der schaurigen Nacht der Berge.

Erst unter derben Bauern in einem uralten Gasthaus auf der anderen Seite des Berges kehrt die alte Zuversicht wieder in sein Herz ein. Von den altehrwürdigen Möbeln, von dem riesigen Kamin und von den Gesichtern der Bauern geht eine Art Fluidum aus, das ihn in seinem Glauben an die Zukunft wieder bestärkt. Er fühlt, daß er auf dem richtigen Wege ist.

Vor dem Kamin sitzend erscheint ihm Europa in seiner ganzen Größe und Dauerhaftigkeit, vom heiligen Irland bis Rom. Vergangenheit und Zukunft fließen in seiner Vision ineinander über. Mit tiefster Ueberzeugung spricht er die Worte: „Our Europe cannot perish. Her religion — which is also mine — has in it those victorious energies of defence which neither merchants nor philosophers can understand, and which are yet the prime conditions of establishment. Europe, though she must always repel attacks from within and from without, is always secure; the soul of her is a certain spirit, at once reasonable and chivalric. And the gates

of Hell shall not prevail against it." (Hills and the Sea, S. 55.).

Auch dieser Essay ist uns wieder ein Beispiel für die mannigfachen und tief empfundenen Beziehungen zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Vergangenheit und Zukunft im Wesen Bellocs, und somit ein neuer Beitrag zur Kennzeichnung seiner Weltanschauung.

Wir haben schon einmal darauf hinzuweisen gehabt, wie eingehend Belloc die Römerstraßen in England studiert hat. Auch in seiner engeren Heimat, in Sussex, hat er ein reiches Beobachtungsfeld gefunden. Gleich hinter seinem Gütchen zieht sich ein schnurgerader Damm mitten durch den Wald. Stellenweise ist er eingeebnet, an anderen Stellen findet man Ueberreste der alten Pflasterung.

Die zünftigen Gelehrten wollten es zwar nicht wahr haben, daß hier eine Römerstraße sich durchs Land zog, aber das ist für Belloc gerade der beste Beweis für ihr Vorhandensein. Er steht mit beiden Füßen in der Wirklichkeit. Theorien und gelehrte Mutmaßungen weist er von der Hand. Von einem Hügel aus sieht er vor und hinter sich den Gang der alten Straße. Von wirklich genialen Menschen mußte der Plan entworfen sein. Am einen Ende lag ein römisches Kastell, am anderen Ende sah man schon ganz verschwommen eine Einsenkung in der fernen Gebirgskette. In einer Geraden führte der Weg über Hügel und Felder, durch Wälder und über Flüsse zu dem fernen Ziel. Belloc sieht auf ihm die römischen Legionen einherziehen und sieht, wie in ihrem Gefolge die Kultur des Südens und später das Christentum in dem Barbarenland Wurzel schlug und sich ausbreitete.

Zu all dem braucht er keine gelehrten Bücher, das sagen ihm seine gesunden Sinne. Aber er geht noch weiter. Ein Volk, das solche Straßen zu bauen unternahm, in einem fremden Land, das mußte durchdrungen sein von Machtgefühl und Selbstbewußtsein. Seine Werke haben alle einen monumentalen Charakter. Sie können nicht nur für den Augenblick errichtet worden sein.

Ursprünglich waren wohl alle Römerstraßen als Militärstraßen entworfen und gebaut. Aber, im Laufe der Jahrhunderte, strahlte von ihnen die ganze lateinische Kultur aus und gestaltete unser Europa. Wenn wir uns Bellocs Führung anvertrauen, dann erscheinen uns die Zweifel der Wissenschaftler nur lächerlich. Sie mögen noch lange suchen, und forschen, und zweifeln, ob es viel Römerstraßen in England gab, ob der Einfluß vom Süden her wirklich so bedeutend war, für einen Menschen der so wie Belloc seine Heimat kennt, werden die alten Monumente lebendig und beginnen zu erzählen. Für ihn ist der verlassene Damm im Walde von Sussex ein deutlicher Hinweis auf den Ursprung europäischer Kultur. Er ist ein Zeugnis, das Jahrhunderte überdauert hat, dem seither nichts

Ebenbürtiges an die Seite gestellt wurde und das auch noch weit in die Zukunft hinein von Roms Größe und Macht erzählen wird.

Sussex ist für unsern Belloc überhaupt eine unerschöpfliche Quelle neuer Erlebnisse und Betrachtungen. Bei seinen Fahrten und Wanderungen zeigt er einen ungeheuer scharfen Blick für Dinge, die den meisten Menschen gar nicht auffallen. So entdeckt er mitten im Wald jene Römerstraße, die ihm mehr als der dickste und gelehrteste Wälzer von der Geschichte Englands erzählt. Bei einer Bootsfahrt an der Küste erregt eine besondere Strömung seine Aufmerksamkeit. Diese Strömung bildet in der schon offenen See noch eine Fahrtrinne, die die ein- und auslaufenden Schiffe benützen müssen, um nicht in dem seichten Fahrwasser auf Sand zu laufen An diese unscheinbare Wahrnehmung knüpft Belloc an. Es stellt sich heraus, daß das Land früher viel weiter hinausreichte als heute. Ja, eine Meile von der Küste entfernt ragt noch ein Fels aus dem Meer, im Volksmund „Church Rock" genannt. Dort muß in früheren Zeiten eine Kirche gestanden haben. Ringsherum waren wohl angebaute Felder und freundliche Bauernhäuser. Zur Zeit Heinrichs VIII. wird noch von einem Park berichtet, der dort stand und durch den ein Flüßchen zog. Noch heute sieht man bei Ebbe die alten Baumstümpfe zu beiden Seiten des Flüßchens aus dem Wasser ragen, das jetzt die Fahrtrinne bildet.

So weit verfolgt Belloc die Tatsachen und dann beginnt seine Phantasie diese tatsächlichen Wahrnehmungen in lebendige Zusammenhänge einzureihen und läßt so die Entwicklung Englands an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Er sieht, wie nach dem Abzug der Römer aus diesem Land die alte Barbarei wieder Platz griff, wie alles, was die Römer an Kultur ins Land gebracht hatten, allmählich vergessen wurde und ganz verloren ging. Nur einen für Bellocs Anschauung typischen Satz möchte ich hier zitieren: „These barbarians were going utterly to pieces, as barbarians ever will when they are cut off from the life and splendour of the south." (Hills and the Sea, S. 122.).

So weit war es schon gekommen, daß diese Barbaren sich nicht mehr ernähren konnten und zu einer Art Massenselbstmord sich gezwungen sahen. Da kamen auf eben jenem Flüßchen, dem Looe-Stream, die Boten des Evangeliums in diesen vergessenen Winkel Englands. Sie brachten jenen verkommenen Menschen wieder die ältesten Kulturerrungenschaften der Menschheit zurück, bekehrten sie zum Christentum und befestigten so in ihren Herzen wirkliche Kultur. Damals erhob sich jene Kirche auf dem Felsen, der jetzt von der See umspült wird, von da ab gedieh das Land und seine Bewohner lebten in Glück und Zufriedenheit. So gestaltet sich Belloc

vergangene Jahrhunderte aus einer kleinen und unscheinbaren Beobachtung heraus zu einem lebendigen und anschaulichen Bild.

Wir haben hier wieder einen Beweis, wie eng die Verbindung zwischen römischer Kultur und christlichem Glauben in Bellocs Weltanschauung ist. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Das, was die Römer der Welt gebracht hatten, ihr Staatswesen, ihre Gesetzgebung, ihre Baukunst usw., all das wäre mit ihnen zugrunde gegangen. Die weltgeschichtliche Mission des Christentums war es, diesen Formen seinen Geist einzuhauchen und ihnen so Dauer zu verleihen. Das ist Belloc, wie er leibt und lebt.

In späteren Jahrhunderten ist das, was lateinische Kultur in jener Gegend hatte entstehen lassen, von der See verschlungen worden. Belloc erklärt das so, daß ein heidnischer Götze, der sich durch das Christentum aus seiner Macht verdrängt sah, das Meer aufgestachelt hat. Noch heute zehrt dieser böse Geist an dem heiligen Boden. Da die alte Glaubenstreue geschwunden ist, hat er leichtes Spiel. Einem vom katholischen Glauben durchdrungenen Volk wäre es Ehrenpflicht jene alten Kultstätten dem feindlichen Elemente zu entreißen.

Das sind die Gedanken, die Belloc bewegen, als er mit seinem kleinen Boot auf dem Looe-Stream ins offene Meer hinaus steuert.

In seiner Begeisterung für das Althergebrachte, für das Einfache, für das in einer langen Reihe von Jahren Erprobte, kennt Belloc manchmal keine Grenzen. Eine ganz unscheinbare Wahrnehmung regt in seinem Innern die tiefsten Gedanken und Betrachtungen an über Vergangenheit und Zukunft. Dabei können wir Belloc noch folgen, wenn wir auch nicht immer seine Ansichten teilen. Ja, wir beneiden ihn vielleicht sogar um seine scharfe Beobachtungsgabe, um die Fähigkeit sich so in längst vergangene Ereignisse hineinfühlen zu können. Wir beneiden ihn schließlich auch um die innere Sicherheit, mit der er das eine ablehnt und das andere anerkennt und zu erreichen sucht. An manchen Stellen jedoch wächst sich dieser Wesenszug bei Belloc zur fixen Idee aus. Er sucht und sieht dann auch Zusammenhänge, die wirklich nicht vorhanden sind. Oder ist tatsächlich anzunehmen, daß unser Innenleben schon so verschüttet ist, daß wir Bellocs Gedanken nicht einmal mehr nachempfinden können?

Wie wir schon an seinen satirischen Romanen gesehen haben, hat Belloc für die Zivilisation der Großstadt nicht viel übrig. Die Hochschätzung der Vergangenheit schließt bei ihm einen starken Hang zum Einfachen und Primitiven mit ein. Das naturgebundene und arbeitsreiche Leben des Bauern auf eigener Scholle hat für unsern Belloc viel Anziehungskraft. Es ist aber bei ihm nicht so, daß er für dieses Leben nur schwärmt, daß er die Natur in all

ihrer Schönheit nur in erhabenen Tönen besingt, sondern er kennt dieses Leben aus eigener Erfahrung, er hat es selbst schon oft gelebt. Und manche seiner Essays könnte ein Bauer nicht klarer und sachgemäßer geschrieben haben. Nur daß eben ein Bauer gewöhnlich nicht so schreibgewandt ist, um seine Erfahrungen zu Papier zu bringen.

Belloc hat sogar einen eigenen kleinen Bauernhof in Sussex mit allem, was dazu gehört. In dieser Umgebung kann man sich auch den Mann mit seinen einfachen und volkstümlichen Anschauungen viel besser vorstellen, als in irgendeiner Londoner Literatenstube unter einem Wust von Büchern und Papier.

Uns, die wir ihn nun schon etwas kennen, nimmt es auch gar nicht wunder, wenn er selbst zur Sense greift, um seine eigene Wiese abzumähen. Wer noch keinen Mäher bei der Arbeit gesehen hat, der mag bei Belloc in die Schule gehen, und wer schon selbst eine Sense geschwungen hat, der wird seine helle Freude daran haben, wie Belloc das Handwerk versteht.

Er wird mit ihm auf der taufeuchten Wiese in den „South Downs" stehen, er wird den Klang der Sense beim Wetzen vernehmen, er wird die Schwaden des wunderschönen Grases niedersinken sehen und er wird sich auch, das ist nicht zu vergessen, mit Belloc laben an einem Schluck Bier und Bauernbrot und Schinken.

Etwas besorgt geht Belloc zuerst an die Arbeit heran. Aber bald sind ihm die alten Bewegungen wieder vertraut, sicher und sauber mäht er eine Schwade nach der anderen, leicht vornüber gebeugt, ohne allzu große Anstrengung, immer gleichmäßig, fast automatisch die Sense durchs Gras führend. Die quälenden Gedanken verschwinden allmählich ganz und die Seele fühlt sich frei und beschwingt wie beim Beten, wo das Falten der Hände und das Flüstern der Lippen etwas Selbstverständliches wird.

So meint Belloc, wird der gute Mäher seine Arbeit tun. Er ist sich dessen bewußt, daß er eine uralte Beschäftigung der Menschheit ausübt. Desahlb behält er auch die uralten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Gewohnheiten bei, er will nicht auf einmal eine neue Art des Mähens erfinden, sondern er bleibt dem, was sich in Jahrhunderten bewährt hat, treu.

Derjenige aber, der auf alles, was vor ihm liegt, verächtlich herabsieht, der sich nicht in die alten Lehren der Menschheit einfügen will, kurz derjenige, der ohne Tradition ist, kann nur ein schlechter Mäher sein. Er wird immer ganze Streifen Gras stehen lassen, er wird die Sense verbiegen, er wird in den Boden hineinhauen, er wird sich abmühen und plagen, ohne wirklich etwas zu leisten. Und das alles nur deshalb, weil dieser Mensch nicht einsehen will, daß auch das Mähen, so einfach es erscheinen mag, eine

Kunst ist, die man erst lernen muß. Es genügt nicht eine Sense in die Hand zu nehmen und auf das Gras einzuhauen, sondern man muß sich die Erfahrungen von Hunderten von Generationen erst zu eigen machen, man muß in der Vergangenheit verwurzelt sein, um in der Gegenwart etwas leisten zu können.

Mir erscheinen, wie schon erwähnt, die Schlußfolgerungen Bellocs an dieser Stelle etwas gesucht und weit hergeholt. Das Mähen ist so wie manches andere, eine handwerkliche Geschicklichkeit. Wer gesund und kräftig ist und einiges Geschick in den Händen hat, wird sie sicher ohne Schwierigkeit erlernen. Allerdings, ein tüchtiger Lehrmeister und Uebung sind dabei sehr notwendig. Ob uns tatsächlich das Empfinden für die Zusammenhänge verlorengegangen ist, so wie Belloc sie sieht, das wage ich hier nicht zu entscheiden.

Wesentlich ist für uns nur, daß Belloc selbst so empfindet, daß er vollständig in dem Gedanken der Tradition aufgeht, daß er die Verbundenheit mit dem Vergangenen sogar in den alltäglichsten Dingen spürt.

Diese Art der Betrachtung zieht sich durch die ganze Sammlung in „Hills and the Sea". Ein kleines Erlebnis oder irgendeine Begegnung dient immer als äußere Anregung. Belloc geht mit stets aufmerksamen Sinnen den Fäden nach und knüpft dann seine eigenen Schlußfolgerungen daran an. Die Anregungen mögen kommen von welcher Seite sie wollen, Bellocs Gedanken werden immer in dieselbe Richtung gelenkt. Man kann durchaus nicht behaupten, daß er planmäßig darauf ausginge, Stoff zu sammeln für seine Theorie. Es ist vielmehr umgekehrt: Alle äußeren Wahrnehmungen drängen ihn förmlich auf diesen Weg der Weltbetrachtung und erweisen sich letzten Endes als durchaus im Einklang stehend mit seinem innersten Wesen. So schließt sich der Kreis in seinem ganzen Schaffen.

Die Kathedrale von Ely oder Notre Dame in Paris, ein schroffer Bergesgipfel in den Pyrenäen oder ein gastliches Wirtshaus im hintersten Winkel von Sussex, das alles findet in ihm denselben Widerhall: Achtung und Liebe für alles Alte und Ehrwürdige, für alles Naturgewachsene und Erprobte, für alles, was aus der Vergangenheit hereinragt in die Gegenwart, für alles, was aus dem Diesseits hinweist auf ein Jenseits, kurz für alles, was Tradition im weitesten Sinne des Wortes in sich birgt.

Und was Tradition besitzt, das besitzt für Belloc Ewigkeitswert. Im letzten Essay „The Harbour in the North" erzählt er uns noch von einem Seefahrer, der ausfuhr das Jenseits zu suchen. Ein Priester in der Bretagne hatte ihm die Küste, die er anlaufen mußte, ganz genau beschrieben und jetzt fühlte er den Augenblck ge-

kommen, um sich aufzumachen nach jenem Hafen der Ruhe, wo nur eitel Freude und Friede herrscht. Belloc kann ihn von seiner Ueberzeugung nicht abwendig machen, er sieht ihn in ruhiger Fahrt mit leichter Brise aus dem Hafen hinaussteuern, noch lange hebt sich das braune Segel deutlich gegen den Horizont ab, bis es schließlich den Blicken entschwindet. Von dem Schiffer hat Belloc nie mehr gehört.

Jenes ferne Ziel hat auch ihm stets vor Augen geschwebt, bei jeder Wanderung und bei jeder Bootsfahrt hat er nach jenem Hafen der Ewigkeit geforscht. Aber auf Erden konnte er ihn nirgends finden. Nur der Weg dahin ist ihm auf seinen Pilgerfahrten immer klarer geworden. Diese Erkenntnis mag auch der Leser aus seinem Buche gewinnen.

Esto Perpetua!

Ebenfalls aus dem Jahre 1906 stammt der Essay-Band „Esto Perpetua". Hier sind zum Unterschied von „Hills and the Sea" nur die Eindrücke einer einzigen Reise aufgezeichnet, einer Reise zu den nordafrikanischen Küstengebieten. Schon rein äußerlich ist also ein stofflicher Zusammenhang gegeben. Der Charakter des Essays bleibt aber doch gewahrt.

Seine Wanderlust führt Belloc an die fernen Gestade. Die Anregungen, die er auf seinen Fahrten durchs Land empfängt, sind sehr mannigfaltig. Trotzdem er dort auf einem Boden ist, der nach unseren Landkarten dem schwarzen Erdteil gehört und mit dem eigentlichen Europa nichts mehr zu tun hat, werden seine Gedanken doch immer wieder in dieselbe Richtung gelenkt. Alle seine Erlebnisse und Empfindungen in jenem Land bestärken ihn in der Ueberzeugung, daß die Küstenländer bis zum südlichen Rande des Atlas hin zu Europa gehören. Der Geschichte nach hat Europa allein darauf Anspruch. Der Halbmond muß aus diesen Gegenden verschwinden und das Kreuz muß wieder aufgerichtet werden. Erst dann hat der Glaube seine Mission erfüllt, erst dann ist Europa wieder vollständig.

Den Afrikaforscher begrüßen schon von weiten die sogenannten lateinischen Segel, die man im südlichen Teile des Mittelmeers sehr häufig antrifft. Sie erinnern ihn sofort an die Herrschaft des Islam, denn sie sind das einzige, was wir von den Arabern übernommen haben. Man hat zunächst das Gefühl, als ob sie Anspruch erheben wollten auf die Herrschaft im Mittelmeer und besonders in den angrenzenden Südküsten. Aber wer wie Belloc die Geschichte kennt, dem ist klar, daß Europa das Vorrecht hat. Und wer mit ihm von der Küste her über das Tell, den kleinen und den

großen Atlas zieht, der spürt selbst, daß alles, was hier von entschwundener Größe und Pracht zeugt, aus Europa stammt.

Die Ureinwohner sind die Berber, die rassisch ebenfalls zu Europa zu rechnen sind. Allerdings sind sie ein Grenzvolk, das stark vermischt ist und deshalb auch keine besondere Kulturhöhe erreicht hat. Von der jahrhundertelangen Herrschaft der Phönizier ist keine Spur mehr vorhanden. Warum von ihnen nichts erhalten ist, haben wir schon in der Einleitung angedeutet.

Erst die römische Besiedlung hat aus Afrika eine blühende Provinz gemacht. Und Rom ist bis auf unsere Tage der einzige kulturtragende Faktor in Nordafrika geblieben. Wie gewaltig die Arbeit der Römer gewesen sein muß, das tritt uns in Afrika besonders deutlich vor Augen. Während in anderen Ländern das Christentum das Erbe Roms angetreten und zum großen Teil behauptet hat, tritt in der Kulturentwicklung Afrikas ein Bruch ein. Der Siegeszug der Araber hat dort allem Aufwärtsentwickeln ein jähes Ende bereitet, und seit die grüne Fahne des Propheten weht, hat der Verfall immer weiter um sich gegriffen.

So kommt es, daß wir heute mitten in einer wüsten Gegend ein wuchtiges Tor emporragen sehen, aus festen Steinquadern gefügt und vielleicht noch mit römischen Lettern versehen. So kommt es, daß wir am Rande der Sahara, in vollkommener Einsamkeit auf ein riesiges Amphitheater stoßen, wie es in Südfrankreich oder selbst in Rom nicht solider und dauerhafter gebaut sein kann. Nur ist hier die Wirkung eine ungleich größere, da der Kontrast dieses gewaltigen Werkes von Menschenhand gegenüber der ausgestorbenen Umgebung direkt in die Augen springt. Belloc hat nur einen Wunsch, er möchte das Land sehen, so wie die Vandalen es sahen, als sie in Afrika einwanderten.

Mit den Arabern war der Geist Asiens zum zweiten Mal ins Land eingedrungen. Was ihnen zum Siege verhalf, war ihr unerschütterlicher Glaube. Ihn auszubreiten war ihr einziges Ziel. Was sich ihnen dabei in den Weg stellte, wurde vernichtet, alles übrige ließen sie auf der Seite liegen und verkommen.

Im Glauben beruht die Stärke des Islam. Er bildet das Haupthindernis für die Rückgewinnung dieser Lande. Europa, das durch die Reformation sich selbst zerfleischte, hatte ihm lange nichts Gleichwertiges entgegenzustellen. Die Entdeckung Amerikas lenkte unsere Interessen in eine ganz andere Richtung. Der sogenannte gebildete Europäer sieht gar nicht mehr, worum es eigentlich geht. Er sieht nicht, daß sich in Afrika zwei Weltanschauungen gegenüberstehen, Christentum und Islam. Für ihn haben beide ihren innersten Gehalt verloren. Der Fatalismus des Islam ist ihm zuweilen eine Art Modereligion geworden, das Christentum ist bei ihm nur

noch eine aufgeklebte Marke. Erst wenn wir unseren eigenen Glauben wiedergefunden haben, und erkannt haben, daß hier ein anderer Glaube uns gegenübersteht, können wir an die Wiedergewinnung der alten Provinz Afrika denken. Dann aber wird es uns eine heilige Pflicht sein, ähnlich wie den Kreuzfahrern die Eroberung des heiligen Landes.

Die Franzosen haben als erste die Aufgabe erkannt, die hier Europas harrt. Sie sind auch die einzigen, die ihr gewachsen sind. Denn nach Belloc rühmen sie sich mit Recht, in vielen Stücken die Nachfolger der Römer zu sein. Noch idealer wäre es allerdings, wenn die drei Nationen, in denen der Glaube noch am lebendigsten ist, die Franzosen, Italiener und Spanier, gemeinsam das alte Europa wieder herstellen würden.

Zum Teil ist das ja heute schon der Fall. Aber uns drängt sich die Frage auf, ob die Kolonisationsbestrebungen der drei Völker wirklich aus so idealen Beweggründen herzuleiten sind und ob Belloc hier nicht zu optimistisch denkt. Für ihn wäre ein Scheitern Frankreichs in seinem Kampf gegen den Islam gleichbedeutend mit einem Versagen ganz Europas. Ja, er würde daraus schließen, daß die alte europäische Kultur eben doch nicht mehr lebensfähig ist und ihrem Ende entgegengeht.

Doch zu dieser Besorgnis ist im Hinblick auf die Leistungen Frankreichs in Algerien und Tunis noch kein Grund. Bellocs eigener Glaube hilft ihm über Augenblicke des Zweifelns immer wieder hinweg. Die Eindrücke, die er auf seiner Wanderung über das Hochplateau des Atlas hinweg bis zum Rande der Wüste noch in sich aufnimmt, sind auch zu gewaltig, um ernstliche Zweifel aufkommen zu lassen.

Kurz bevor der Wanderer in die Sahara hinabsteigt, stößt er noch auf die Ueberreste der einst mächtigen Stadt Timgad. Von den Tempeln stehen zwar nur noch die Säulen, an der einen Seite erhebt sich ein gewaltiger Triumphbogen, die Mauern sind zum Teil zerbröckelt, einzelne Straßen dagegen noch gut erhalten. Aber die Brunnen sind mit Sand gefüllt, keine Menschenseele regt sich, kein Rauch steigt von den Dächern auf, wie ein Zauber liegt es über der ganzen Stadt mitten in der Wüsteneinsamkeit. Der Geist, der über dem Ganzen schwebt, teilt sich dem Wanderer unfehlbar mit. Unser Belloc wagt kaum aufzutreten, manchmal hält er in seinem Suchen ehrfürchtig inne, um sich ganz den überwältigenden Eindrücken hinzugeben. Dann werden die gen Himmel ragenden Säulen zu einem Tempel des Jupiter Capitolinus, das Forum entsteht vor seinen Augen in seiner ganzen Herrlichkeit, es bräuchte nur noch das Klappern einer Sandale und er wäre um 2000 Jahre zurückversetzt in die Zeit des großen Imperiums.

Mit diesem Bild in seinem Innern wagt er es an den Rand des Gebirges zu treten und hinauszublicken in das uferlose Wüstenmeer der Sahara. Instinktiv empfindet er, daß hier Europa zu Ende ist, daß über dieser Wüste ein anderer Geist weht.

In dieser Beschränkung auf das, was durch die Tradition geheiligt ist, erkennen wir Belloc wieder ganz deutlich. Zugleich aber mit diesem Gefühl der Abneigung gegen das Fremde wächst seine Liebe und seine Sehnsucht nach Europa. Und in seiner Begeisterung ruft er der alten Heimat folgende Worte zu: „We pass. There is nothing in ourselves that remains. But do you remain for ever. What happens to this life of ours, which we had from you, Salvâ Fide, I cannot tell: save that it changes and is not taken away. They say that nations perish and that at last the race itself shall decline; it is better for us of the faith to believe that you are preserved, and that your preservation is the standing grace of this world."

It was in this watch of the early morning that I called out to her „Esto perpetua!" which means in her undying language: „You shall not die." (Esto Perpetua, S. 189.).

Ich habe dieses Werk an den Schluß meiner Betrachtungen gestellt, da es auf mich schon beim ersten Lesen den tiefsten Eindruck machte von alle dem, was ich von Belloc kennengelernt habe. Ich möchte „Esto perpetua" beinahe als das „hohe Lied" auf unsere europäische Kultur bezeichnen.

Schon rein formell betrachtet haben wir ein Meisterwerk auf dem Gebiete des Essays vor uns. In sehr gewandter Darstellung trägt uns Belloc seine Einfälle vor. Dort, wo die Umgebung gerade nichts Besonderes bietet, flicht er Geschichten ein, die in ihrer Einfachheit und Kindlichkeit fast wie Märchen wirken. Einen besonderen künstlerischen Reiz erhält das ganze Werk noch durch die Skizzen von Bellocs eigener Hand, die oft mit überraschender Treffsicherheit die verschiedenen Stimmungen wiedergeben. Noch wertvoller ist für uns jedoch der tiefere Gehalt von „Esto Perpetua".

Das, was Belloc ist und was er will, wird uns darin aufs anschaulichste gezeigt. Die Geschlossenheit in seinem ganzen Denken kommt hier am deutlichsten zum Ausdruck. Römische Kultur und christlicher Glaube sind die beiden Stützen Europas. Auf ihnen fußen wir, sie haben sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem Fundament verschmolzen, auf dem wir sicher bauen können. Mit der Vernichtung dieser Einheit muß uns der Boden unter den Füßen schwinden.

Die alten Denkmäler der Römer in Afrika mahnen uns an unsere Pflicht. Die alte Provinz mag zum Prüfstein für Europa werden. Aber nur im Glauben wird Europa die Prüfung überstehen,

im Glauben, wie ihn die katholische Kirche seit beinahe zwei Jahrtausenden lehrt. Auf dem Boden dieses Glaubens müssen wir wurzeln, er wird uns Kraft verleihen für alle Zukunft. So reichen sich Vergangenheit und Zukunft die Hände, Zeitlichkeit und Ewigkeit fließen in einander über.

Belloc's Platz in der modernen englischen Literatur.

Die moderne Literatur ist beherrscht von den verschiedensten Strömungen. Zwei Gruppen lassen sich jedoch aus dem allgemeinen Chaos herausschälen. Die eine davon baut auf den Erkenntnissen und Erfahrungen des 19. Jahrhunderts weiter. Sie fußt damit letzten Endes in der Aufklärungszeit, in der Zeit der wissenschaftlichen Hochblüte, in der Ratio selbst. Das letzte Ziel ist für sie Wissen, der Maßstab für alles der Mensch, und zwar der von der Ratio beherrschte Mensch.

Dieser Gruppe gegenüber steht eine andere, die in allem den Gegenpol darstellt. Die moderne Entwicklung hat sie skeptisch werden lassen gegen die Leistungen des reinen Verstandes. Die Rätsel des Lebens sind heute ebenso wenig gelöst wie vor 1000 und 2000 Jahren. Die einzige Folge aller Aufklärung ist eine heillose Verwirrung der Geister. Schwache Menschen mußte eine solche Erkenntnis dem Pessimismus in die Arme treiben: Ignoramus, ignorabimus.

Starke Menschen suchen sich einen neuen, gangbaren Weg. Zu ihnen gehört Hilaire Belloc. Seine seelische Veranlagung weist ihn auf den Kräftestrom hin, der im innersten Herzen des Menschen rauscht, auf die Intuition. Im katholischen Glauben findet er die tiefste Befriedigung dieses inneren Sehnens.

Sein eingehendes Geschichtsstudium trägt viel dazu bei, um ihn im Glauben zu befestigen. Andererseits führt er ihn zu einer klaren und eindeutigen Stellungnahme gegenüber all den Dingen, die unser Leben heute so problematisch gestalten. Diese beiden Faktoren haben wir als richtunggebend erkannt in Bellocs Wesen.

In seinen Romanen und Essays war uns dann im einzelnen Gelegenheit geboten die verschiedenen Seiten seiner Weltanschauung zu beleuchten:

Auf der einen Seite die schroffe Ablehnung dessen, was wir unter dem Namen Moderne zusammenfassen, auf der anderen Seite Hinwendung zur Tradition. Bei Belloc ist das jedoch keine Flucht aus der Gegenwart, keine Absage an das Leben selbst, sondern es ist im Gegenteil ein neuer Lebensstil. Seine Verehrung für das Alte und Vergangene trübt ihm nicht den Blick für das Neue und Gegenwärtige, sondern läßt ihm das Echte und Wahre am Leben selbst erst aufgehen. Mit wirklich kindlicher Freude lebt er jeden Tag des reichen Lebens, mit wirklich kindlichem Glauben hofft er auf den Sieg des Guten.

Wir können ihn mit vollem Recht einen Vorkämpfer der Renaissance des Glaubens nennen, des Glaubens, der Berge versetzt.

So wird er zum Bannerträger einer jungen Generation, die Romain Rolland so treffend charakterisiert hat:

„Die junge Generation scheint einen neuen Pakt mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Nicht um eine Renaissance handelt es sich, sondern um zwanzig. Die bemerkenswerteste ist die Wiedergeburt des inneren Lebens."

Es wäre müßig heute schon Vermutungen darüber anzustellen, was von Bellocs Werk sein Leben überdauern wird. Darüber wird die Zeit entscheiden.

Wichtig ist für unsere Generation allein die Erkenntnis, daß Hilaire Belloc ein Bahnbrecher ist, ein Führer aus dem Chaos menschlicher Meinungen und Probleme zu gottgewollter Ordnung und Gebundenheit. Und als Kämpfer für diese Idee wird er weiterleben in kommenden Geschlechtern, auch wenn sein Name längst verklungen und sein Werk verstaubt ist.

Literatur.

Williams, J. A.: Hilaire Belloc: A Bibliography (The London Mercury, Vol. I, 1920).
C. C. Mendell and E. Shanks: Hilaire Belloc, London 1916.
P. Braybrooke: Some Thoughts on H. Belloc. London 1923.
Hilaire Belloc: Danton. A Study. London 1899.
— The French Revolution. London 1923.
— Robespierre. A Study. London 1901.
— The Servile State. London 1927.
— The Road. London 1924.
— The Stane Street. London 1913.
— The Jews. London.
— Europe and the Faith. London 1920.
— The Aftermath. London 1927.
— Emmanuel Burden. London 1927.
— The Green Overcoat. London 1927.
— The Girondin. London.
— Mr. Petre. London 1926.
— A Haunted House. London 1927.
— The Path to Rome. London 1902.
— Hills and the Sea. London.
— Esto Perpetua. London 1925.
H. St. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

J. J. Rousseau: Collection complète des oeuvres. Genf 1782. (Band I. Contenant les ouvrages de politiques.).
Thomas von Aquino: Schriften über den Staat. Herausg. von Schreyvogel.
J. H. Newman: Apologia pro vita sua. London 1895.
John Galsworthy: Forsyte Saga I, II und III (Tauchnitz).
H. G. Wells: Tono Bungay. I u. II (Tauchnitz).
J. Michelet: Histoire de la Révolution francaise. Paris 1878.
H. G. Wells: Mr. Belloc objects to My Outline of History.
G. K. Chesterton: What's wrong with the world. (Tauchnitz).
Patrick Braybrooke: G. K. Chesterton.
Percy Lubbock: The Craft of Fiction. London 1924.
Friedrich Spielhagen: Beiträge zur Theorie und Technik des Romans. Leipzig 1883.
Heinrich Keiter u. Tony Kellen: Der Roman. Geschichte, Theorie und Technik des Romans und der erzählenden Dichtkunst. Essen-Ruhr 1908.
Orlo-Williams: The Essay. London.
Manly und Rickert: Contemporary British Literature. New York 1921.
Dr. Bernhard Fehr: Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Berlin-Neubabelsberg 1923.
Walter F. Schirmer: Der englische Roman der neuesten Zeit. Heidelberg 1923.
Legouis-Cazamian: Histoire de la Litérature anglaise. Paris.

Lebenslauf.

Ich, Hans Link, wurde am 2. Februar 1905 als Sohn des Baumeisters Georg Link und seiner Ehefrau Margarete, geb. Förster in Nürnberg geboren. Ich besitze die bayerische Staatsangehörigkeit. Das Zeugnis der Reife erwarb ich mir am Alten Gymnasium im Jahre 1924. Dann wandte ich mich dem Studium der Neuen Sprachen zu und zwar zunächst in Erlangen. Später besuchte ich die Universitäten Berlin und München, um zuletzt wieder nach Erlangen zurückzukehren. Vorlesungen hörte ich bei den Professoren Pirson und Brotanek in Erlangen, Wechsler und Brandl in Berlin, Voßler und Förster in München. Besonderen Dank schulde ich meinem verehrten Lehrer Brotanek, der mir auch die Anregung zu vorliegender Arbeit gab.